

## Neuere Literatur zum »Synoptischen Problem«

*Andreas Lindemann*

Der nachstehende Überblick über neuere Literatur, in der das »Synoptische Problem« diskutiert wird, knüpft an die früher in der ThR gegebenen Berichte an<sup>1</sup>, wobei aber noch weniger als zuvor »Vollständigkeit« angestrebt werden kann.<sup>2</sup> Das »Synoptische Problem«, also die Frage nach den literarischen Beziehungen zwischen den drei synoptischen Evangelien, ist unverändert Gegenstand zahlreicher Untersuchungen; die Aspekte sind vielfältig geworden, und die »einfachen« Antworten werden nicht mehr ohne weiteres akzeptiert. Das trägt mit dazu bei, dass viele der Publikationen sehr umfangreich sind.

BARTOSZ ADAMCZEWSKI, *Q or not Q? The So-Called Triple, Double, and Single Traditions in the Synoptic Gospels*. Peter Lang, Frankfurt/Main usw., 2010, 554 S. – GUIDO BALTES, *Hebräisches Evangelium und synoptische Überlieferung. Untersuchungen zum hebräischen Hintergrund der Evangelien (WUNT II/312)*. Mohr Siebeck, Tübingen 2011, XIX + 711 S. – ARMIN D. BAUM, *Der mündliche Faktor und seine Bedeutung für die synoptische Frage. Analogien aus der antiken Literatur, der Experimentalpsychologie, der Oral-Poetry-Forschung und dem rabbinischen Traditionswesen (TANZ 49)*. Francke Verlag, Tübingen 2008, XVII + 526 S. – DAVID ALAN BLACK / DAVID R. BECK (eds.), *Rethinking the Synoptic Problem*. Baker Academic, Grand Rapids 2001, 160 S. – ALEX DAMM, *Ancient Rhetoric and the Synoptic Problem. Clarifying Markan Priority (BETHL 252)*. Uitgeverij Peeters 2013, XXXVIII + 396 S. – PAUL FOSTER/ANDREW GREGORY/JOHN S. KLOPPENBORG/JOSEPH VERHEYDEN (eds.), *New Studies in the Synoptic Problem. Oxford Conference, April 2008. Essays in Honour of Christopher M. Tuckett (BETHL 239)*. Uitgeverij Peeters, Leuven 2011, XXV + 961 S. – ALBERT FUCHS, *Defizite der Zweiquellentheorie*. Peter Lang, Frankfurt/Main 2009, 258 S. – PETER M. HEAD, *Christology and the syn-*

150953

<sup>1</sup> A. Lindemann, *Literaturbericht zu den Synoptischen Evangelien 1978–1983*, ThR 49 (1984) 223–276. 311–371, zum synoptischen Problem und zu Q vor allem 246–263; ders., *Literatur zu den Synoptischen Evangelien 1984–1991*, ThR 59 (1994) 41–100. 113–185. 252–284, zum synoptischen Problem und zu Q vor allem 69–88; ders., *Literatur zu den Synoptischen Evangelien 1992–2000 (I). Methodendiskussion und Darstellungen übergreifender Themen*, ThR 69 (2004) 182–227; (II). *Die Logienquelle Q*, ThR 69 (2004) 241–272.

<sup>2</sup> Ein Überblick über die neuere Literatur zur Diskussion um die Logienquelle Q wird in einem der nächsten Hefte der ThR folgen. Beide Themen überschneiden sich zwar, aber die Trennung ist schon aus Gründen des Umfangs unumgänglich.

optic Problem. An argument for Markan priority (MSSNTS 94). Cambridge University Press, Cambridge 1997, xviii + 337 S. – MARTIN HENGEL, Die vier Evangelien und das eine Evangelium von Jesus Christus. Studien zu ihrer Sammlung und Entstehung (WUNT 224). Mohr Siebeck, Tübingen 2008, XI + 420 S. – JOHN S. KLOPPENBORG, Synoptic Problems. Collected Essays (WUNT 329), Mohr Siebeck, Tübingen 2014, XIII + 737 S. – UDO SCHNELLE, Art. Synoptische Frage, in: RGG<sup>4</sup> 7, Mohr Siebeck, Tübingen 2004, 1978–1984. – CHRISTOPHER TUCKETT, From the Sayings to the Gospels (WUNT 328). Mohr Siebeck, Tübingen 2014, XXI + 642 S. – MARKUS VINZENT, Marcion and the Dating of the Synoptic Gospels (Studia Patristica Supplement 2). Peeters, Leuven–Paris–Walpole, MA. 2014, xi+353 S. – FRANCIS WATSON, Gospel Writing. A Canonical Perspective. William B. Eerdmans, Grand Rapids / Cambridge, U.K. 2013, xiii + 665 S.

19663

152617

153288

Einen Überblick über die Forschungsgeschichte zur Synoptischen Frage gibt UDO SCHNELLE in seinem 2004 erschienenen RGG<sup>4</sup>-Artikel. Sch. hält an der Mk-Priorität fest, folgert aber aus den »ca. 700 kleinere[n] wörtl. Übereinstimmungen« (minor agreements), »daß Mt und Lk eine andere Fassung vorlag, die entweder vor (Urmarkus) oder nach (Deuteromarkus; DtMk) dem kanonischen Mk-Ev. anzusetzen ist«, wobei er die zweite Annahme für die wahrscheinlichere hält (Sp. 1982). Die Logienquelle Q lag den beiden Großevangelien »in leicht unterschiedlicher Gestalt vor, denn die Differenzen lassen sich zumeist nicht durch redaktionelle Eingriffe erklären«; die Herkunft des Sonderguts sei nicht näher zu bestimmen (Sp. 1983). Sch. stellt unter der Überschrift »Perspektiven« abschließend fest, die Zwei-Quellen-Theorie bleibe »das überzeugendste Erklärungsmodell ... auch wenn sie im Einzelfall weniger mechanisch als in ihrer Anfangszeit angewendet werden sollte. Sie ist nach wie vor die Hypothese, die mit dem geringsten Schwierigkeitsgrad die meisten Phänomene erklärt« (Sp. 1984).<sup>3</sup>

Nachstehend werden vor allem solche Bücher vorgestellt, in denen diesen Beobachtungen widersprochen oder in denen die Auseinandersetzung jedenfalls ausdrücklich geführt wird. Bisweilen kann der Eindruck entstehen, die klassische Zwei-Quellen-Theorie mit der These der Mk-Priorität sei ein kontinentales, womöglich deutsches »Auslaufmodell«. Aber gerade auch britische und amerikanische Forscher gehen kritisch auf die vorgeschlagenen Alternativen zur Zwei-Quellen-Theorie und insbesondere zur Mk-Priorität ein

<sup>3</sup> Ähnlich auch die Positionen in den neueren deutschsprachigen Darstellungen der »Einleitung in das NT«, freilich meist ohne die Annahme eines »DtMk«. Vgl. P. Pokorný/U. Heckel, Einleitung in das Neue Testament. Seine Literatur und Theologie im Überblick, UTB 2798, Tübingen 2007, 337; ähnlich M. Ebner/St. Schreiber (Hg.), Einleitung in das Neue Testament, KStTh 6, Stuttgart 2008, 80.83 sowie 93 f. Sehr ausführlich U. Schnelle, Einleitung in das Neue Testament<sup>8</sup>, UTB 1830, Göttingen 2013, 205–242 (zum Synoptischen Problem). 242–264.

und zeigen, dass etwa die Griesbach-Hypothese, also die Annahme der Priorität des MtEv, dem Textbefund sehr viel weniger angemessen ist als die Hypothese der Mk-Priorität.

Der Begriff »Zwei-Quellen-Theorie« bedarf einer Erläuterung bzw. Präzisierung. Er verdankt sich der Tatsache, dass man im 19. Jh. bei der Suche nach verlässlichen Quellen zum »historischen Jesus« zu dem Ergebnis kam, im MkEv als der ältesten Jesuserzählung sei das Wirken Jesu einigermaßen zuverlässig dargestellt, die Verkündigung Jesu zeige sich vor allem in der nur von Lk und Mt überlieferten Tradition, die dann der »Logienquelle Q« zugewiesen wurde. Die Zwei-Quellen-Theorie verdankt sich ursprünglich also der Frage nach Jesus, nicht der Analyse der Beziehungen der Evangelien untereinander.<sup>4</sup>

Leider verspätet anzuzeigen ist die in Cambridge von Morna Hooker begleitete, 1994 angenommene und 1997 publizierte Dissertation »Christology and the synoptic Problem« von PETER M. HEAD. Ihm geht es um die Frage, ob die synoptischen Evangelien eine Entwicklung der Christologie erkennen lassen, aus der dann womöglich Antworten auf die Frage ihrer Datierung zu gewinnen sind. Im einleitenden Forschungsüberblick (1–27) geht H. kurz auf gegenwärtige Verteidiger der (Griesbach-)Hypothese ein, wonach Mt das älteste Evangelium ist; dann stellt er Positionen dar, die versuchen, aus der im Urchristentum erkennbaren Entwicklung der Christologie Argumente zugunsten der Mk-Priorität zu gewinnen. Tatsächlich sei es aber unmöglich zu sagen »whether Mark or Matthew is more primitive, original and a more authentic witness to a »lower« christology« (27). Da spätere, außerkanonische Evangelien unterschiedliche christologische »Entwicklungen« aufweisen, wählt H. selber ein anderes Vorgehen: Er vergleicht »the redactional procedure and perspective envisaged by the two major hypotheses, the two-source hypothesis on the one hand, and the Griesbach hypothesis on the other«; und da vor allem das Verhältnis von Mt und Mk zur Diskussion steht, vergleicht H. »the redactional activity of Matthew (assuming Markan priority) with that of Mark (assuming the Griesbach hypothesis)« (46).

In der Erzählung vom »reichen Jüngling« sei die Aussage im Mt-Text »Was fragst du mich nach dem Guten?« gegenüber der Aussage bei Mk (»Was nennst du mich gut?«) kein Argument zugunsten der Mk-Priorität (65). Auch in der Szene »Jesus in Nazareth« liege bei Mk nicht unbedingt die gegenüber Mt »primitivere« Christologie vor (82 f.). Bei der Seewandel-Perikope sei sogar die Vorstellung einer mk Redaktion des Mt-Textes nicht ausgeschlossen; die entgegengesetzte Annahme sei allerdings sehr viel näher liegend (96). Ein starkes Argument zugunsten der Mk-Priorität sei stets die Annahme gewesen »that Matthew omitted from Mark passages concerning Jesus'

<sup>4</sup> Vgl. dazu D. Lührmann, Die Logienquelle und die Leben-Jesu-Forschung, in: ders., Theologische Exegese im Horizont von Text und Geschichte. Gesammelte Aufsätze, hg. von E. Schlarb, MThSt 210, Leipzig 2014, 108–119.

emotions, inability and questions owing to christological embarrassment« (97); das aber lasse sich nicht wirklich belegen. Anders verhalte es sich jedoch mit dem Bild Jesu als des Lehrers und des  $\chi\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$ : »Markan priority makes good sense of the transition from Mark's interest in Jesus as »teacher« in the broad sense to Matthew's stricter definition of Jesus' teaching ministry.« Die Griesbach-Hypothese müsse demgegenüber die entgegengesetzte Annahme erklären: »Why would a Christian writer, who obviously accepts that Jesus is Lord, and values and even works with the idea, relatively systematically omit the vocative  $\chi\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  in favour of other titles, and yet not use a consistent alternative?« (169.170) Beim Umgang der Evangelisten mit dem Titel »Sohn Gottes« würde die Annahme, dass sich das MkEv einer Redaktion des MtEv verdanke, zu dem Urteil führen, dass »his [sc. Mk] behaviour is not particularly consistent, nor is it readily explicable« (214); das gelte ebenso für den Titel »Menschensohn« (232) und auch für das Messiasgeheimnis (255). So kommt H. zu dem Ergebnis, Vertreter der Griesbach-Hypothese müssten zeigen »that Griesbach-Mark was a competent author with a describable purpose to his redactional activity, and to provide an explanation for his activity in the form that has often been requested: a redaction-critical commentary. Our discussion suggests that this is unlikely to be a success«(261).

Der mit einer umfangreichen Bibliographie (263–307) und Indices ausgestattete Band wirkt im Vorgehen bisweilen etwas kompliziert, weil H. sich darum bemüht, nicht von vornherein zugunsten der Mk-Priorität zu argumentieren, sondern weil er im Gegenteil die andere Seite zunächst einmal stark machen will. Um so überzeugender ist dann aber das Ergebnis: beim Vergleich zwischen Mt und Mk hat die Annahme einer Abhängigkeit des Mk von Mt alle Wahrscheinlichkeit gegen sich – vorausgesetzt, man nimmt die Möglichkeit ernst, dass der Autor des MkEv seiner Aufgabe gewachsen war.

Der von DAVID ALAN BLACK und DAVID R. BECK im Jahre 2001 herausgegebene kleine Band »Rethinking the Synoptic Problem« enthält nach einer knappen Einleitung vier Aufsätze mit unterschiedlichen Lösungsansätzen für das Synoptische Problem, dazu eine Antwort (»Response«) auf die vorangegangenen Beiträge. Die Aufsätze basieren auf einer im April 2000 im Southeastern Baptist Seminary in Wake Forest (North Carolina) durchgeführten zweitägigen Konferenz, an der »some of the world's leading experts in the field of New Testament studies« teilnahmen (13). Eines der drei Themen dieser Konferenz war die Debatte um die Zwei-Quellen-Theorie und deren Infragestellung vor allem durch William Farmer († 31.12.2000); man hatte sich dafür entschieden »to invite representatives of what were considered to be the leading alternative positions being proffered today, at least on this side of the Atlantic« (15). Man gewinnt bei der Lektüre den Eindruck, dass es in der offenbar eher »konservativen« Hochschule vor allem darum ging, die Zwei-Quellen-Theorie als zumindest grundsätzlich akzeptabel zu erweisen; mehrfach wird in den Vorträgen auf Erfahrungen aus dem akademischen Unterricht Bezug genommen.

Craig L. Blomberg gibt einen Überblick über die Debatte zum Synoptischen Problem (»Where We Stand at the Start of a New Century«, 17–40). Die Mk-Priorität besitze eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, die Q-Hypothese sei literarisch überzeugend, dürfe aber nicht durch die Annahme mehrerer Schichten überfrachtet werden (»The more the Q material makes sense as a whole, the less need we have even to postulate such stages at all«, 28). Die Annahme weiterer Quellen (L als eine Quelle des Lk, M als eine Quelle des Mt) sei weniger sicher (29–31). Nicht zu akzeptieren sei die Griesbach-Hypothese, in der die literarische Leistung des Mk unverständlich werde; es sei ganz falsch, wenn man aus theologisch »konservativen« Gründen diese These bevorzuge (31 f.). – Darrell L. Bock stellt Fragen zu Q (41–64), vor allem mit Blick darauf, ob sich hier wirklich eine nicht-messianische und nicht-eschatologische Gemeinde zeigt; es sei kaum vorstellbar, dass ein theologisch so ungewöhnlicher Text völlig problemlos mit der Theologie einer messianisch denkenden Gemeinde hätte verbunden werden können: »If later doctrinal controversy over Christology is any guide, then we can reasonably doubt the plausibility of such a historical reconstruction« (59). Bock betont, dass wir über Q sehr wenig wissen; es sei durchaus nicht sicher, dass »all that is called Q can be shown to have its source in a single document« (60). – Scot McKnight erinnert an B.H. Streeter und die britische Exegese der synoptischen Evangelien in der ersten Hälfte des 20. Jh.s; damit widerspricht er auch den gelegentlich vertretenen, unhaltbaren Behauptungen, politische Gründe hätten zur Entstehung der These der Mk-Priorität im deutschen Kaiserreich geführt. Er referiert die »Oxford Hypothesis«, die neben Mk und Q mit L und M rechnet (s. o.), und benennt deren Probleme (78 f. 91–94), dazu nennt er Argumente für die Mk-Priorität (80–91). Sein Ergebnis lautet: »I, for one, am quite convinced that there was at least a Q tradition that can be reasonably separated from our present Synoptic Gospels, but I am deeply suspicious of any theories that go much beyond the level of identifying the general contents and wording of such a tradition« (93 f.). – William R. Farmer (97–135) schildert zunächst Entstehung und Entwicklung seiner Kritik an der These der Mk-Priorität und an der Zwei-Quellen-Theorie. Er geht dann auf einige der Textabschnitte ein, die sich in zwei oder in drei synoptischen Evangelien finden, und dazu nennt er 18 unterschiedliche Möglichkeiten der Abhängigkeit (108); es bestehe kein Anlass, bei bestimmten Übereinstimmungen mit der Existenz einer ansonsten unbekanntem Quelle zu rechnen (103–111). Farmer stellt fest, dass Mk niemals von der Textfolge bei Mt und Lk abweicht und dass Mt und Lk niemals gegen Mk übereinstimmen; unter der Annahme, dass Mk der als letzter schreibende Autor war, »this fact would be readily explained by the reasonable assumption that the evangelist writing third had little or no chronological information apart from that which he found in Matthew and Luke, or that if he did, he preferred not to interrupt the order of events common to these two Gospels« (112). Wolle man auf alle Quellen-Hypothesen verzichten, komme nur die Möglichkeit der gegenseitigen Abhängigkeit von Lk und Mt in Betracht (117). Dass in Lk 1,1–4 auf weitere Bücher verwiesen werde, spreche für die Mt-Priorität gegenüber Lk; Lk habe die literarische Unzulänglichkeit des Mt bemerkt (»the Gospel of Matthew was defective διήγησιν[!]«, und so sei es sicher »that Luke's Gospel is the result of careful study of the work of earlier redactors engaged in the task of producing διήγησιν«, und so sei es »quite possible«, dass Lk bei der Abfassung des Prologs an Mt gedacht habe (119 f.). Für die spätere Abfassung des Mk sprächen auch die altkirchlichen Zeugnisse (122–127). Ironisch stellt Farmer fest, das stärkste Argument zugunsten der Mk-Priorität sei »the argument from authority«, nämlich der Verweis auf die Mehrheit der Exegeten – freilich nicht derer »who have done research and have submitted their research

results to peer review in learned journals or in university press publications«, wie die 1990 von Georg Strecker veranstaltete Konferenz zum synoptischen Problem gezeigt habe, wo die Vertreter der Zwei-Quellen-Theorie in der Minderheit waren und zunehmend die DtMk-Hypothese vertreten wurde (134)<sup>5</sup> – dies allerdings wäre ein »argument from majority«. – Grant R. Osborne antwortet auf die Vorträge (137–151). Gegen die Griesbach-Hypothese sprächen die vielen Auslassungen des Mk gegenüber Mt und Lk; sie könne insbesondere auch nicht erklären, warum Mk überhaupt geschrieben wurde, da der Evangelist im Grunde dann ja nur kopiert hätte (143 f.). Osborne akzeptiert »the reality of Q«, doch sei er bisher skeptisch gewesen »of attempts to call it an actual document« (148); da aber die Annahmen, Lk habe Mt oder Mt habe Lk benutzt, mit großen Schwierigkeiten verbunden seien, spreche doch vieles dafür, dass »Q seems to be a uniform tradition, probably a written document« (149). Bei zusätzlichen Annahmen sei gleichwohl Zurückhaltung geboten: »What can be done, however, is to study Q as found in Matthew and Luke« (150).

Der vergleichsweise schmale Band nimmt sich der Fragestellung mit großer Ernsthaftigkeit an. Er bietet m. E. gute Argumente sowohl zugunsten einer nicht überspitzten Fassung der Q-Hypothese als auch zugunsten der Mk-Priorität, ohne den Anspruch zu erheben, alle Fragen beantworten zu können. So wird das Buch seinem Titel »Rethinking the synoptic problem« vollauf gerecht.

Erwähnt sei hier die im Jahre 2004 veröffentlichte Antrittsvorlesung von WERNER KAHL, die er an der Universität in Frankfurt/Main unter dem Titel »Vom Ende der Zweiquellenlehre oder: Zur Klärung des synoptischen Problems« gehalten hat.<sup>6</sup> In diesem sehr engagiert, auch ein wenig polemisch geschriebenen Beitrag verweist K. auf Erfahrungen aus den Jahren 2000 und 2001 an der University of Ghana at Legon, wo sich die Studierenden geweigert hätten, »europäische Vorentscheidungen im Bereich ntl. Exegese kritiklos zu übernehmen« (1 Anm. 1). Als Beispiel nennt er die Q-Hypothese. Von ihr sei vielleicht »der Eine oder die Andere noch zu überzeugen gewesen«, doch zusammen mit der sog. Deutero-Mk-Hypothese war das Ganze »historisch nicht plausibel zu machen« (2). K. plädiert nun nachdrücklich für eine neue Hypothese, die weithin Michael Goulanders »New Paradigm« entspricht, demzufolge Lk sowohl Mk als auch Mt benutzt hat; dadurch sei die Annahme einer hypothetischen Logienquelle Q unnötig geworden. K. geht u. a. auf Lk 23,50–56a parr und auf Lk 3,7–20 parr ein. Zur Täuferperikope stellt er fest, dass Lk die mt Einleitung abwandelt, indem er die Adressatenschaft verallgemeinerte; die mt Polemik gegen Pharisäer habe ihn nicht nur nicht interessiert, sondern diese habe »konträr zu seinem Programm« gestanden; Lk habe dann einen Zusatz angefügt, »in dem als weitere Adressaten der Rede neben der Volksmenge die Zöllner und Soldaten angeführt werden, wodurch eine deutliche Hinwendung zu Handlangern bzw. Funktionsträgern des römischen Imperiums vollzogen und damit das tatsächliche Umfeld des Lk-Ev transparent wird« (23; wie sich dazu die Erwähnung der ὄχλοι verhält, lässt K. offen). Die literari-

<sup>5</sup> G. Strecker (Hg.), *Minor Agreements*. Symposium Göttingen 1991, Göttingen 1993; s. dazu mein Referat ThR 69 (2004) 198–200.

<sup>6</sup> Der Beitrag erschien in »Transparent-extra. Zeitschrift für die kritische Masse in der rheinischen Kirche«, Heft 75/2004, 1–36.

sche Gestalt des LkEv erkläre sich »recht zwanglos als Ergebnis seiner überarbeitenden Zusammenfügung von Mk-Ev und Mt-Ev«: Lk hält sich an die vorgegebene Struktur, innerhalb derer er aber »Einfügungen und Perikopenumstellungen vornehmen kann ... Orientiert sich Lk z. B. in 1,5–4,30 am Mt-Ev, so gibt er in 4,31–6,19 dem Mk-Ev den Vorzug, um sich dann zunächst der mt. Bergpredigt zu widmen, die er steinbruchartig benutzt« (31). Die Veränderungen seien »ganz unterschiedlich motiviert«, und sie ergehen nicht zuletzt auch aus ökonomischen Gründen »in Bezug auf den zur Verfügung stehenden Schreibplatz«, da das LkEv nicht zu umfangreich werden sollte (ebd.).<sup>7</sup> Anders als Goulder nimmt K. dann aber an, die Zweiquellen-theorie sei »im Wesentlichen aufgehoben«, doch es sei »davon auszugehen, dass Mt und Lk über das Mk-Ev – und das Mt-Ev im Falle von Lk – hinaus noch weitere schriftliche Quellen bzw. mündliche Traditionen benutzt haben, und zwar in unterschiedlicher Ausprägung« (35). Man könne aus der Art des Umgangs mit Mk durch Mt und mit Mk und Mt durch Lk »auf die Variationsmöglichkeiten und Freiheiten in der Benutzung etwaiger weiterer Quellen durch Mt und Lk« schließen, womit zugleich »eine Bescheidung bezüglich der Rekonstruktionsmöglichkeit dieser Vorlagen angemahnt« sei (35). K.s Aufsatz bestätigt, dass an einzelnen Textstellen gegenüber der Zwei-Quellen-Theorie alternative Erklärungen des Textbefundes möglich sind; aber die damit dann verbundenen Annahmen zum literarischen Vorgehen der Evangelisten, insbesondere des Mk, führen zu dem Ergebnis, dass diese im Umgang mit ihren Quellen offenbar im wesentlichen ganz willkürlich und unkontrolliert verfahren sind. Eine solche Annahme ist natürlich nicht unmöglich, aber doch eher unwahrscheinlich.

In seinem 2008 erschienenen umfangreichen Buch »Der mündliche Faktor und seine Bedeutung für die synoptische Frage« geht ARMIN D. BAUM von zwei Fragen aus: »Können die synoptischen Evangelien mit ihren Übereinstimmungen und Unterschieden ... primär das Ergebnis eines Abschreibevorgangs sein? Oder wird man dem synoptischen Befund nicht eher gerecht, wenn auch für die Entstehung des Matthäus- und des Lukasevangeliums mit einem starken Einfluß mündlicher Tradition gerechnet wird?« (1) B. berichtet, wie die von ihm zunächst als »relativ gesichert« angesehene traditionelle »außerordentlich praktische Lösung des synoptischen Problems« ihm als zunehmend unbefriedigend erschien; in der Fachbibliothek Psychologie an der Universität Gießen las er sich »in das Gebiet der experimentellen Gedächtnispsychologie« ein, und dabei stieß er »erstmalig auf Analogien zum synoptischen Befund, die in der neutestamentlichen Evangelienforschung bisher praktisch keine Beachtung gefunden hatten« (1 f.). Er habe dann wei-

<sup>7</sup> K. verweist auf Untersuchungen, denen zufolge eine Papyrusrolle durchschnittlich (!) 6–10 Meter lang war, was »nur in Ausnahmefällen überschritten wurde«. »Ähnliche durchschnittliche Längenangaben (2,5 bis 12 m) jetzt bei G. Cavallo, Art. Rolle, DNP 10 (2001) 1047–1050« (32 f. Anm. 126). Cavallo schreibt: »die Länge liegt selten unter 2,5 oder über 12 m«. Aus der »durchschnittlichen« Länge einer Schriftrolle wird man also vermutlich keine Rückschlüsse auf den von Lk intendierten Umfang seines Werks ziehen dürfen.

tere Parallelen entdeckt, nicht nur im Verhältnis der Chronikbücher zu ihren Quellen, sondern auch in der mündlichen Literatur Westafrikas. In der erwähnten Bibliothek sei er abermals der Frage nachgegangen, »welche Erkenntnis über die Verarbeitung poetischer und gleichnishafter Stoffe durch das menschliche Gedächtnis sich dort gewinnen ließen« (2).<sup>8</sup> Das Ergebnis waren zunächst mehrere Publikationen und sodann der »Entschluß, das gesamte Material in einer umfangreicheren Gesamtdarstellung zu präsentieren« (3). Diese liegt nun vor.<sup>9</sup>

In Kapitel A »Bestandsaufnahme und Fragestellung« (7–87) stellt B. zunächst (I.) den synoptischen Befund dar vor allem mit Mitteln der Statistik (7–55). Einige Beispiele (Hervorhebungen jeweils im Original): »Matthäus und Lukas weisen in der mt-m-lk Tripeltradition über die 1.852 Tripelagreements hinaus 637 positive (Minor) Agreements auf. Daraus folgt die bekannte Frage: *Wenn Matthäus und Lukas unabhängig voneinander den Markus als Quelle benutzt haben, warum stimmen sie dann im Markusstoff in 637 Wörtern gegen Markus überein?*« (52) B.s nächste Frage: »*Wie kommt es, daß die Synoptiker den Wortlaut ihrer Vorlagen teilweise nur zu 10 %, an anderen Stellen aber zu 90 % und insgesamt sehr uneinheitlich übernommen haben?*« (52 f.) Schließlich: In den durch parallelismus membrorum geformten Parallelperikopen »liegt die Wortlautidentität um bis zu 17 Prozentpunkte über der des übrigen Parallelstoffs. *Warum haben die Synoptiker gerade die poetischen Abschnitte deutlich wörtlicher wiedergegeben als den Rest ihrer Vorlagen?*« (53) Zu Lk stellt B. fest, dieser biete »nur eine etwas gediegendere Normalprosa als Markus« und daraus ergebe sich »eine zu selten gestellte Frage: *Wenn Lukas seinen Markusstoff nur in sehr begrenztem Umfang stilistisch verbessert hat, was hat ihn dann dazu bewogen, dessen Wortlaut zu 60 % umzuformulieren?*« (54)

In A. II. nennt B. Analogien aus der antiken Literatur (Josephus, Alexanderroman), aus dem »frühjüdischen Traditionswesen« (rabbinische Analogien seien bisher kaum beachtet worden), aus der Gedächtnispsychologie und aus der Oral-Poetry-Forschung. Als Fazit notiert er: »In die Bearbeitung [sic!] kleinster Einzelheiten der Evangelientexte investiert die Synoptikerforschung seit ihren Anfängen bis heute unvergleichlich mehr Zeit und Energie als in die naheliegende Frage, welches Licht außerbiblische Paralleltexte auf das synoptische Problem des Neuen Testaments zu werfen vermögen« (77) – eine etwas überraschende Bewertung schriftbezogener exegetischer Arbeit.

In Kapitel B (85–159) geht der Verfasser auf Analogien aus der antiken Literatur ein, wieder mit zahlreichen statistischen Hinweisen. In B I. geht es um die Wortlautidentität in 2 Kön 18–20 par Jes 36–39 mit besonderer Berücksichtigung des Redestoffs (90–92) und um die Wortlautidentität in 1 Kön 7–10 par 2 Chr 4–9 (92–110);

<sup>8</sup> Der Band enthält eine nach fachlichen Disziplinen gegliederte Bibliographie (473–513) sowie Stellen-, Autoren- und Sachregister (515–526).

<sup>9</sup> B. berichtet im Vorwort, dass die Arbeit in Heidelberg trotz eines positiven Votums des Erstgutachters (K. Berger, er ist auch Herausgeber der Reihe TANZ, in der das Buch nun erschien) nicht als Habilitationsschrift angenommen wurde; es habe ein kritisches Zweitgutachten gegeben, ein Gutachten aus einer der Nachbardisziplinen sei nicht eingeholt worden, »das ausschlaggebende interne Drittgutachten [war] meines Erachtens von inakzeptabler Qualität« (p. VIII).



der Chronist sei bei der Überarbeitung des Königsbuchs »einheitlicher verfahren als Lukas, der den Stil seines Markusstoffs relativ inkonsequent verbessert hat« (108). Dazu fragt B.: »Warum haben die Synoptiker den Redestoff ihrer Quellen im Unterschied zu den hebräischen Autoren so auffällig viel wortgetreuer wiedergegeben als den übrigen Erzählstoff ihrer Vorlagen?« (109, im Orig. kursiv) Unter B. II. wird der Umgang des Josephus mit seinen Quellen dargestellt; hier lautet die abschließende Frage: »Warum haben die Synoptiker im Unterschied zu Josephus die Zitate ihrer Vorlagen fast doppelt so genau wiedergegeben wie deren übrigen Stoff?« (140, im Orig. kursiv). Nach der entsprechenden Untersuchung des Alexanderromans stellt B. die Frage, warum kein Paralleltext der antiken Literatur eine Analogie zu dem Befund aufweist, »daß die Synoptiker die Reden Jesu um rund 20 Prozentpunkte wörtlicher wiedergegeben haben als den übrigen Stoff ihrer Vorlage« (155, im Orig. kursiv). In der Zusammenfassung des Kapitels wird dann, in Frageform, das so gewonnene Ergebnis notiert: »Haben die Synoptiker den Wortlaut ihrer Vorlagen freiwillig oder unfreiwillig nicht einmal zur Hälfte reproduziert?«, und dazu folgt die etwas überraschende Erwägung: »Lag ihnen ihr Stoff eventuell gar nicht in schriftlicher Form vor?« (157, im Orig. kursiv)

In Kap. C »Erkenntnisse aus der Gedächtnispsychologie« (161–258) verweist B. auf erstaunliche Gedächtnisleistungen, die aus der Antike berichtet werden (die aber naturgemäß nicht überprüfbar sind); jüdische Schriftgelehrten kannten »in der Regel ... ihre ganze Bibel auswendig«, es bestehe »kein Zweifel daran, daß bereits Kinder in der Lage waren, alle sechs Abteilungen der Mischna auswendig zu lernen« (168.169). F.F. Bruce kannte nach dem Bericht eines seiner Schüler Altes und Neues Testament mit ihren 400 000 Wörtern im originalen Wortlaut auswendig (173). Für die Annahme, dass Jesu Schüler das ganze AT auswendig beherrschten, gebe es »keine ausreichende Evidenz«. Doch der Redestoff der synoptischen Evangelien umfasse nur etwa 15 000 Wörter, und da Jesus »den neutestamentlichen Angaben zufolge ... seinen Jüngerkreis zwei bis drei Jahre geschult« habe, konnte der Stoff »sicherlich innerhalb weniger Wochen auswendig gelernt werden« (178; auf welche »neutestamentlichen Angaben« er sich hier möglicherweise bezieht, sagt B. nicht). Jedenfalls sei die Annahme, dass die synoptische Tradition für eine mündliche Überlieferung zu umfangreich war, unbegründet, was freilich noch nicht gegen eine literarische Abhängigkeit zwischen den synoptischen Evangelien spreche (179). Aber »die herausragende theologische Qualität, die sie den Aussprüchen Jesu zumaßen, dürfte [sic!] seine Schüler motiviert haben, diese besonders wortgetreu zu überliefern« (188, im Orig. kursiv). B. sagt ausdrücklich, dass die synoptische Überlieferung ein solches Lehr- und Lernverhalten nicht erwähnt (194), aber er folgert daraus: »Da Jesus seine Lehre nicht schriftlich übermittelt hat, wird er sie seinen Jüngern durch häufige Wiederholung eingeprägt haben.« (195) Aufgrund der »komplexen und umfangreichen Wiederholungen« waren nicht nur einzelne Aussprüche Jesu, sondern weite Teile der synoptischen Tradition »gut für eine schriftlose Überlieferung geeignet« (217), und auch die Übereinstimmungen in der Perikopenfolge »können ohne weiteres das Ergebnis menschlicher Gedächtnisleistung sein« (230, im Orig. kursiv). Zu den zehn bei Mt und Lk überlieferten Gleichnissen stellt B. fest, die Wortlautidentität sei statistisch »um 12 (Mt) bzw. um 11 (Lk) Prozentpunkte geringer als im nicht gleichnishaften Stoff«; das könne darauf zurückgehen, dass die Evangelisten diesen Stoff »einer gemeinsamen schriftlichen Quelle (Q) sprachlich stärker überarbeitet haben als deren übrigen Stoff«, doch dann fährt er fort: »Die Hypothese einer gemeinsamen mündlichen Quelle vermag den obigen Befund allerdings besser zu erklären.« (241) Natürlich gebe es auch Gedächtnisfehler; ungleichmäßige

Textänderungen, etwa die nur teilweise Ersetzung von Parataxen und Barbarismen bei Lk, seien damit zu erklären, dass Lk »seinen Stoff aus einer mündlichen Tradition geschöpft hat und das menschliche Gedächtnis – bewußt oder unbewußt – so selektiv funktioniert« (253). B. kommt zu dem Ergebnis, dass die in der Regel ausführlichere Erzählweise des Mk »für eine etwas größere Ursprünglichkeit des Markusstoffs« spreche, dass aber Mt und Lk gar keine schriftliche Quelle benutzt, sondern den gemeinsamen Stoff »aus derselben mündlichen Tradition geschöpft« haben und dass auch ihr Mk-Stoff nicht aus dem Evangelium stammt, sondern »aus der mündlichen Überlieferung« (258).

In Kap. D (259–304) geht es um »Analogien aus Experimentalpsychologie und [zeitgenössischer] Oral Poetry-Forschung«. Es zeige sich, dass »die erheblichen und sehr unterschiedlichen Wortlautdifferenzen zwischen den synoptischen Paralleltraditionen aufgrund der typischen Fehler des menschlichen Gedächtnisses bzw. einer mündlichen Überlieferung wie von selbst« ergaben, und »diese Erklärung greift auch, wenn die beiden Evangelisten einen schriftlichen Markustext kannten und diesen aus dem Gedächtnis reproduzierten« (304). In Kap. E (305–361) werden dann zwei Analogien aus der rabbinischen Überlieferung vorgestellt, zwei parallele Targumim zu Gen 4,8 und zwei Rezensionen des Traktats Avot de Rabbi Natan (ARN); letztere entsprechen am stärksten dem Befund in den synoptischen Evangelien (359), was freilich wenig besagt, da die Abfassungsverhältnisse bei ARN unklar sind.<sup>10</sup> In Kap. F schließlich geht B. auf »Analogien zu den Minor Agreements« ein (363–382), für die es Entsprichungen in der zuvor genannten rabbinischen Überlieferung, in der Oral Poetry sowie in einem dokumentierten psychologischen Experiment gebe.

In einem Exkurs (»Die Logienquelle Q«, 383–386) plädiert B. dafür, da es weder textliche noch altkirchliche Zeugnisse für eine Existenz von Q gebe, solle auch in der Q-Forschung nach Alternativen gesucht werden; so ließen sich die etwa von Chr. Heil erarbeiteten Merkmale der Lk-Redaktion von Q<sup>11</sup> »ohne weiteres als Ergebnis mündlicher Überlieferung bzw. menschlicher Gedächtnistätigkeit deuten«; zahlreiche Indizien sprächen dafür, »den Q-Stoff nicht auf eine schriftliche Spruchsammlung (eventuell in Gestalt eines lose zusammengebundenen Notizbuches) oder auf eine literarische Abhängigkeit anderer Art, sondern primär auf eine (relativ flexible) mündliche Tradition zurückzuführen« (386).<sup>12</sup>

Das »Gesamtergebnis« in Kap. G (387–402, es folgt dessen englische Übersetzung als Kap. H, 403–417) nennt noch einmal die statistischen Ergebnisse und beschreibt das nach B. »leistungsfähigste Erklärungsmodell«, nämlich die Annahme, dass Mt und Lk »ihren gemeinsamen Markusstoff aus derselben mündlichen Quelle geschöpft haben wie vor ihnen bereits der

<sup>10</sup> Zu ARN heißt es bei G. Stemberger, Einleitung in Talmud und Midrasch, München 1992, 225: »Nach S. Schechter gehen ARN A und B auf einen gemeinsamen schriftlichen Urtext zurück, während Goldin ... mit Finkelstein ... sie für voneinander unabhängige Ausformungen der mündlichen Tradition hält.«

<sup>11</sup> S. dazu das Referat des Buches von Heil im Bericht über die Literatur zu Q.

<sup>12</sup> Die Erwägung, Q könne eine »Loseblattsammlung« gewesen, findet sich bei U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus I, 2002, 48. M. Hengel, Die vier Evangelien (s. unten) rechnet mit dem Gebrauch persönlicher Pergament-Notizbücher durch urchristliche Missionare, auch Wachs- oder Holztäfelchen kämen in Frage (203–205. 284).

Evangelist Markus« (397, im Orig. kursiv). Dazu entwirft B. dann abschließend ein »hypothetisches Szenario« (400–402), das hier vollständig referiert sei: a) Da die späteren Tradenten der synoptischen Tradition zentrale biblische Texte auswendig kannten, weisen die AT-Zitate »eine etwa doppelt so große Wortlautidentität auf wie der übrige Stoff«. b) Jesu Jünger lernten Ende der 20er Jahre »die wesentlichsten *Aussagen Jesu* auswendig, die insgesamt maximal 15.000 Wörter umfaßten«, wobei sie sich die Gleichnisse und die im Parallelismus formulierten Aussprüche besonders gut merken konnten. c) Nach Ostern wurden kurze Erzählungen über Jesus geformt, die »jedoch *kaum reguliert*« waren und eine geringere Hochschätzung als die Worte Jesu genossen; schon auf der mündlichen Stufe entstanden Perikopengruppen, aber angesichts des geringen Umfangs (30 000 Wörter) »war es für Jesu Schüler, die dem schriftgelehrten Betrieb fern standen, ohne weiteres möglich, die gesamte synoptische Tradition im Gedächtnis zu speichern«. d) Jesu Jünger speicherten diese Tradition »*Jahrzehnte lang primär im Gedächtnis*, trugen sie mündlich vor und gaben sie schriftlos an die Tradenten der nächsten Generation« weiter, etwa an Johannes Markus; bei der mündlichen Überlieferung kam es zu erheblichen Wortlautunterschieden, »auch zu *stilistischen Verbesserungen* am Wortlaut und Stil des tradierten Stoffes ... teils unwillkürlich, teils bewußt«, aber doch »sehr zurückhaltend und, wie bei einer mündlichen Überlieferung nicht anders zu erwarten, alles andere als konsequent durchgeführt«. e) Mk schrieb nach Jahrzehnten den lange im Gedächtnis bewahrten Hauptstrang der Tradition »in einem *Buch* (Evangelium) nieder«; dies führte aber nicht zum Abbruch der mündlichen Tradition desselben Stoffes, und die schriftliche Fassung genoss »keinswegs eine höhere Autorität als die parallele mündliche Überlieferung«. f) Mt und Lk schrieben später als Mk. Der Mk-Stoff hatte sich inzwischen in der mündlichen Tradition »ein wenig verkürzt und im Wortlaut verändert«, und da Mk und Lk aus derselben mündlichen Tradition wie Mk schöpften, »kam es wie von selbst zu hunderten von Minor Agreements«. Den Hauptstrang der Jesuserzählung ergänzten alle drei Synoptiker »vor allem durch weitere Reden Jesu, die sie zum Teil ebenfalls aus derselben mündlichen Tradition schöpften. *Auf Grund dieser Entstehungsgeschichte weisen sämtliche synoptischen Paralleltraditionen eine Reihe von Merkmalen der mündlichen synoptischen Überlieferung auf, die im Zuge eines Abschreibeprozesses verloren gegangen wären.*«

B. argumentiert zugunsten des »mündlichen Faktors« vor allem mit pauschalen statistischen Befunden (so nochmals in Kap. J »Dokumentation«, 419–470), die Exegese konkreter Texte spielt dagegen kaum eine Rolle. Letztlich führt die Argumentation, wie vor allem das »Szenario« am Ende zeigt, in der Sache gar nicht weiter; B. verweist je nach Bedarf entweder auf

das hohe Maß an Worttreue oder im Gegenteil auf die stets gegebene Möglichkeit von z. T. erheblichen Gedächtnisfehlern. So tritt an die Stelle des jedenfalls anhand der Texte verifizierbaren Q-Modells ein Konstrukt, das auf der völligen Beliebigkeit unterschiedlicher und auch gegensätzlicher Vermutungen basiert.

Ebenfalls 2008 erschien MARTIN HENGELS Buch »Die vier Evangelien und das eine Evangelium von Jesus Christus« mit Studien, die ursprünglich in englischer Sprache veröffentlicht worden waren und nun erheblich erweitert auf Deutsch vorliegen. In mehreren großen Kapiteln gibt H. eine umfassende Darstellung des Verständnisses von εὐαγγέλιον als Jesuserzählung und als »Kerygma« sowie eine breite Nachzeichnung der Rezeption der Evangelien in der Frühphase der Alten Kirche. Im Vorwort notiert der 2009 verstorbene Tübinger Gelehrte, dass seine Zweifel an der klassischen Zwei-Quellen-Hypothese im Laufe der Zeit immer größer geworden seien; deshalb enthält der Band ein »Postscriptum«, in dem die »Fraglichkeit« der Q-Hypothese erörtert und zugleich »wahrscheinlich gemacht« wird, »daß der spätere Matthäus das frühere Lukasevangelium als Sekundärquelle verwendet hat«. H. meint, »daß ein rein literarisches Abhängigkeitsmodell die »Synoptische Frage« nicht beantworten kann«, denn die Evangelisten stehen »noch in einem mündlichen Traditionsstrom, der sich teilweise auch mit bereits verschriftlichter Überlieferung überschneidet«. Die Entstehungsverhältnisse seien »wesentlich komplexer, als wir es uns häufig vorstellen, und nur im Blick auf Markus als Quelle für Lukas und Matthäus mit hinreichender Gewißheit zu rekonstruieren« (p. VIII). Hier soll nur das zum synoptischen Problem Stellung nehmende »Postscriptum« (274–353) vorgestellt werden.

H. will sich »nicht in den Abgründen einer sich allenthalben ausbreitenden, immer tiefer ins Ungewisse hineingrabenden »Q«-Forschung verlieren, und in diesem unübersichtlich gewordenen Gelände erst recht keine irgendwie definitiven Antworten geben, sondern nur eine Reihe von *Fragen* stellen« (281). H. bestreitet nicht die Existenz der Logienquelle Q, wohl aber »die Möglichkeit eines einigermaßen zuverlässigen Nachweises ihrer Einheit und Rekonstruierbarkeit«, und zwar erneut mit Hinweis auf die Verwendung des Lk durch Mt. Spreche man, wie es in der Forschung nicht selten geschieht, von Q<sup>Mt</sup> und von Q<sup>Lk</sup>, dann seien dies doch eher mehrere »Quellen«.

Die »Fragen« H.s haben allerdings einen deutlich suggestiven Charakter: »Müßte man nicht vielmehr damit rechnen, daß in der Frühzeit der Evangelienüberlieferung ... das Gewicht der Autorität der Augenzeugen noch durchaus spürbar war und die Mündlichkeit der Überlieferung zunächst überwog, das heißt, daß wir bei dieser Überlieferungsschicht den Resten der Verkündigung Jesu selbst nahekommen?« (282) Die Mk-Priorität sei anzuerkennen, »aber wirft nicht schon diese Probleme auf?« – etwa wenn man angesichts der minor agreements mit unterschiedlichen Mk-Vorlagen des Mt und des Lk rechnet (ebd.). »Kann man nicht mühelos auf die durch den Textbefund allein schwer erklärbaren Hypothesen eines »Urmarkus«, einer »Deuteromarkus«

oder einer Matthäus und Lukas vorliegenden Markusrezension verzichten, wenn man mit dem Dogma bricht, daß Lukas und Matthäus *völlig unabhängig* voneinander entstanden sind?« Da es nach H.s Urteil »klare Indizien« dafür gibt, dass Lk »geraume Zeit« vor Mt entstand, könnte Mt die »Übereinstimmungen zwischen ihm und Lk im Bereich der Markusvorlage, die von dieser abweichen, aus dem Lukastext übernommen haben«, wobei man auch oft erklären könne, »*warum* Matthäus hier gegen oder zusätzlich zu Markus Anleihen bei Lukas machte« (283). Die Papias-Notiz über die von Matthäus gesammelten »Logia« lege die Vermutung nahe, dass zu den vom Evangelisten verwendeten Quellen auch derartige Logien-Sammlungen gehörten, und auch Lk werde »sie schon in mehr oder weniger veränderter Form mitverwendet haben« (289 f.).

Zu den Texten, »die schon durch ihre Gattung in keine »Logienquelle« passen«, sondern bei denen Mt von Lk abhängig ist, gehören nach H. die Täuferüberlieferung (Lk 3,7–9.16–17 = Mt 3,7–12), die Versuchungsgeschichte, die Erzählung vom Hauptmann von Kapernaum und etwa auch die Szene Mt 9,32–34 (295–297). Dagegen passten Texte wie Lk 15,11–32; 18,9–14; 19,1–10; 23,40–43 »schwerlich in das theologische Konzept des Matthäus« (298). Zu den Texten, die weder von einer Q-Hypothese noch von der Annahme eines DtMk her zu erklären seien, gehöre die Geburtsgeschichte, in der Mt den Lk-Bericht »in auffallender Weise korrigiert und ergänzt« (304), sowie die Leidensgeschichte: »Warum sollte der spätere Matthäus nicht je und je auch den Lukas-Text eingesehen und stilistische Verbesserungen sowie erzählerische und theologische Motive von dort übernommen haben?« (312) H. setzt die Annahme voraus und findet sie zugleich bestätigt, dass das LkEv zehn oder möglicherweise sogar 20 Jahre früher als das MtEv verfasst wurde, und angesichts dessen »scheint es mir *völlig unmöglich* zu sein, daß der tatkräftige, umsichtige, theologisch kreative, uns unbekannte Schriftgelehrte und Autor [sc. Mt] im südlichen Syrien oder am Rande des jüdischen Palästinas das Werk des Paulusschülers Lukas nicht kannte«. Verglichen mit Mk, dem Werk des Petruschülers, war Lk für Mt »zwar von sekundärer Bedeutung; daß er es jedoch *je und je bei Bedarf mitverwendet* hat, sollte man nicht von vornherein bezweifeln, sondern zumindest – was bisher viel zu wenig geschah – als ernsthafte Möglichkeit bedenken« (349). Diese Erwägung führt freilich unmittelbar darauf zu der Feststellung, dass Mt »das Markus- und das Lukasevangelium als schriftlich fixierte, für uns klar faßbare Quellen voraus« setzt (350). H. fordert abschließend: »Wer an der Existenz von »Q« in der bisherigen fixierten Form« festhalten will, *muß den stringenten Nachweis führen, daß Matthäus grundsätzlich nie von Lukas abhängig sein kann*, entweder weil Lukas später oder bestenfalls gleichzeitig entstanden ist. Ich bezweifle, ob ihm das gelingen wird.« (353) Das ist freilich eine methodisch ungewöhnliche Forderung; denn eigentlich müsste doch ein *positiver* Nachweis für die *literarische Abhängigkeit* des Mt von Lk gegeben werden, aber der wird von H. nicht geboten.

Abermals auf »Defizite der Zweiquellentheorie« verweist der 2010 verstorbene Linzer Neutestamentler ALBERT FUCHS in seinem 2009 erschienenen so betitelten Buch. Die Probleme, auf die F. aufmerksam macht, insbesondere die »minor agreements«, sind zweifellos vorhanden, aber die von ihm vorgetragene DtMk-Hypothese bietet keine angemessene Lösung dieser Probleme.

Hinzu kommt ein oft wenig glücklicher Argumentationsstil, für den statt vieler Belege hier nur einer angeführt werden soll: »Es muß als Zeichen einer gewissen geistigen Schwerfälligkeit und Denkmüdigkeit gewertet werden, dass die großen exegetischen Gesellschaften« immer noch an der Zweiquellenlehre festhalten und »dass sie ihr Prestige verlieren, wenn sie weiter dazu schweigen«; aber daran zeige sich, »wie weit sie wissenschaftlich vom tatsächlichen Stand der Forschung entfernt sind« (8 f.). Offenbar sei es so, dass man sich »gegenüber jeder Kritik daran praktisch totstellt, sofern es sich nicht tatsächlich um kaum vorstellbare Unkenntnis und Ahnungslosigkeit handelt« (10).<sup>13</sup>

Auf die Einführung (13–27) folgt ein ausführlicher Bericht zu den NT-Einleitungen von I. Broer, W. Radl und U. Schnelle (29–87). Hier geht F. auf die in der Diskussion nicht selten und so auch von Broer gestellte Frage ein, warum von dem DtMk, der doch immerhin Lk und Mt vorgelegen haben soll, in der Mk-Textüberlieferung nicht eine Spur erhalten ist. Die Antwort darauf sei längst gegeben worden, Broer hätte »bei weniger Antipathie gegen die Deuteromarkus-These aber auch selber« zu ihr gelangen können: Es sei doch wohl einsichtig, »dass in dem Augenblick, als mit dem MtEv und dem LkEv zwei Entwicklungsstufen vorlagen, in denen Deuteromarkus unabhängig voneinander weiterentwickelt und jeweils mit zusätzlichem Stoff angereichert war, die frühchristlichen Gemeinden nicht eine sprachlich und inhaltlich überholte Schrift weiter abschreiben ließen, was auch nicht geringe finanzielle Kosten verursachte«; Spuren von DtMk »darf« man in den Mk-Handschriften »vernünftigerweise« gar nicht suchen (43). Die Frage, warum die gesamte Textüberlieferung dann doch an einer zuvor von den Gemeinden als unzureichend angesehenen Mk-Fassung festhielt, wird von F. nicht gestellt, ebensowenig die Frage, wie es gelang, DtMk komplett verschwinden zu lassen.<sup>14</sup>

Bei den folgenden Kapiteln »Zum Stand der Synoptischen Frage« (89–237) geht es zunächst um eine Debatte mit J. Kloppenborg (89–111), dann folgen offenbar Rezensionen zu Büchern von Ch. Münch (Gleichnisse bei Mt), D.A. de Silva (NT-Introduction) und L.W. Hurtado (Lord Jesus Christ). Am Ende steht eine zunächst wohlwollende, dann scharfe Kritik am Lk-Kommentar von H. Klein, der zwar einen »Ur-Mk« für möglich halte, sich dann aber um die »Einwände gegenüber dem System der Zweiquellenlehre mit keiner Silbe kümmert« (236).

Der in Warschau lehrende BARTOSZ ADAMCZEWSKI geht in seinem 2010 erschienenen Buch »Q or not Q?« von der Frage aus, ob Mk »the so-called »Q source« zur Kenntnis genommen habe. Falls das der Fall war, so müsse man fragen, warum er im Unterschied zu Mt und Lk so wenig davon übernahm, andernfalls aber müsse die Herkunft jener Mk-Texte erklärt werden »that are evidently closely related to their Matthean-Lukan counterparts and yet notably differing from them« (17). Im ersten Kapitel stellt A. ausführlich die in den letzten Jahrzehnten vertretenen Lösungsvorschläge für das Synoptische Problem dar (19–185): Offenbar alle Exegeten stimmten darin über-

<sup>13</sup> Das Literaturverzeichnis (249–254) nennt »Literatur zu Deuteromarkus«, mit wenigen Ausnahmen sämtlich Publikationen von F. selber.

<sup>14</sup> F. gibt dazu noch den wenig klaren Hinweis, dass »von den mehr als 1000 minor agreements keine 20 überhaupt mit Handschriften zu tun haben« (44).

ein »that there is no hypothesis that would explain all aspects of the synoptic problem«; großer Zustimmung erfreue sich die Hypothese der Mk-Priorität, und die Gegenargumente seien »in fact very weak«, die Q-Hypothese dagegen weise erhebliche Schwächen auf. A. plädiert nun für eine direkte literarische Abhängigkeit der drei synoptischen Evangelien in der Abfolge Mk–Lk–Mt (184).

In ch. 2 stellt A. zunächst (187–205) dar, von welchen Annahmen her direkte literarische Abhängigkeiten zwischen einzelnen Texten wahrscheinlich zu machen sind. Er konkretisiert das anhand von Mk 1,14–2,28 parr (205–226): Aus Mk 1,14 f. sei zuerst Lk 4,14–30 und dann Mt 4,12–17 entstanden, wobei A. annimmt, dass Mk 1,14c.15b vermutlich auf paulinische Aussagen (Gal 4,4; 1 Thess 2,9) zurückging (208 f.). A. betont, dass seine These ohne die Annahme hypothetischer Quellen auskommt (224). In ch. 3 (227–274) untersucht er den Umgang des Mk mit seinen Quellen: Mk habe paulinische Schriften benutzt – »Mk 6:30–44 alludes to Gal 2:10a with its motif of benevolent (not mandatory) care for the Jewish Christian poor«, »Mk 6:45–52 illustrates Peter and Barnabas' travel to the Gentile world after the Jerusalem agreement« (246) – und natürlich jüdische Schriften, aber auch Homers *Ilias* (266–269): »The particular sequence of themes and motifs of the Homer's work has been creatively reworked in the Markan Gospel« (267). A. nennt 27 Belege, so das göttliche Orakel für den Helden der Erzählung (*Ilias* 2,802–807) in Mk 1,9–11, die öffentliche Wahrnehmung der göttlichen Hilfe für den Helden (*Ilias* 5,602–606) in Mk 2,7–12, schließlich die Bestattung des Leichnams (*Ilias* 24,777–801) in Mk 15,46: »All these correspondences point to conscious hypertextual, sequential use of Homer's *Iliad* in the Markan Gospel« (269), denn Mk hatte die Absicht »to depict Jesus with the use of the features of Hector: the only ›Asian‹ royal character that was widely known and esteemed in the Greek literary world« (269). Doch ungeachtet der Fülle der literarischen Verbindungen gelte, dass »the Markan work is an autonomous, self-standing narrative, which invites the reader to interpret it its own terms« (273).

In Kap. 4 (275–399) stellt A. den Quellen-Gebrauch des Lk dar. Ein Beispiel: Die »Feldrede« Lk 6,20–49 ist »Lukan reworking of the Markan text Mk 3:20–21.23–25 with the use of numerous Pauline, scriptural, and Hellenistic motifs«; sowohl die These, Mk habe Lk benutzt, als auch die Annahme einer weiteren Quelle sei also zurückzuweisen (289 f.). Lk 14,25–35 basiere auf Gal 2,18–3,4, in Lk 14,27 habe der Evangelist den paulinischen Gedanken das mit-Christus-gekreuzigt-sein (Gal 2,19c) seinen Lesern besser verständlich gemacht (358). Lk 16,19–31 sei »a summarizing narrative reworking of the main themes of the Pauline text Rom 8:1–13:14«, natürlich unter Verwendung weiterer literarischer Motive (365), so z. B. die *Historiae* des Herodot (397). Lk habe den vollständigen Mk-Text einschließlich 6,45–8,26 (»great omission«) gekannt und in Auswahl benutzt (391). Alle diese Beobachtungen führen A. zu der Annahme, dass Lk in der Zeit um 110–120 in der Asia entstand, nicht zuletzt zur Verteidigung der paulinischen Heidenmission, und dafür spreche auch die Apg (399).

In ch. 5 (401–439) erläutert A. seine Vorstellungen zur Entstehung des Mt (401–439). Die sonst der Logienquelle Q zugewiesenen Texte seien als mt Verwendung des Nicht-Mk-Stoffs bei Lk zu erklären (407). Auffällig sei darüber hinaus die intensive Benutzung sowohl der Apg (A. nennt 22 direkte Anspielungen, so Mt 2,13–14 als Anspielung auf Apg 8,25–39 oder Mt 14,22–15,20 als Anspielung auf Apg 15,1–35 [429 f.]) wie auch der an »Jewish Christian leaders« gerichteten Briefe Jak

und 1 Petr. »The pattern of intertextual relationships between Mt and Acts strongly suggests that this pseudo-Jewish Christian work is in fact a hypertextual, sequential reworking of Acts« (430). Die Abhängigkeit des Mt vom Lk Doppelwerk mache es wahrscheinlich, dass Mt um 135/140 ebenso wie Lk/Apg in der Asia entstand (438 f.).

Als Ergebnis seiner eingehenden Untersuchung<sup>15</sup> notiert A., Mk sei nicht abhängig von mündlicher oder schriftlicher Tradition, sondern es liege die Umsetzung paulinischer Briefe und theologischer Aussagen des Paulus in die Form der Erzählung vor: »The Markan personage of Jesus is a theologically faithful, narrative counterpart of the Pauline figure of the Son of God, who has been revealed to the world in the person of his particularly chosen Apostle (cf. Gal 1:15–16b)« (443). Lk verfähre nicht anders, denn die Lk Einfügungen in den Mk-Rahmen (vor allem 3,1–4,13 und 6,20–8,3) »are in fact particular post-Pauline expansions«, basierend auf Josephus und Herodot (444). Die Abfolge sei (Paulus)–Mk–Lk–(Apg)–Mt, doch sei diese Beobachtung »only the first step on a new way of investigation of the Synoptic Gospels and of the whole New Testament with the use of the method of critical-intertextual research, which may be regarded as a version of the so-called »canonical approach« to the Bible« (447).

Viele der Textbeobachtungen A.s sind interessant und diskutabel; allerdings tritt an die Stelle der als (zu) hypothetisch angenommenen Zwei-Quellen-Theorie nun eine Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte der synoptischen Evangelien, die ungleich komplizierter und in weit höherem Maße hypothetisch ist. Offenbar lässt sich die Grundannahme der literarischen Abhängigkeit Mk–Lk–Mt gerade nicht belegen, denn dann bestünde keine Notwendigkeit, auch noch mit einem intensiven Gebrauch von Homer, Herodot und Josephus durch die Evangelisten zu rechnen. Die Antwort auf die im Buchtitel gestellt Frage »Q or not Q?« muss nach der Lektüre des Buches wohl doch eher lauten: Q.

Im April 2008 fand in Oxford eine Konferenz statt, die sich unter verschiedenen Aspekten dem synoptischen Problem widmete, nicht zuletzt in Erinnerung an die 1911 veröffentlichten »Oxford Studies in the Synoptic Problem«. <sup>16</sup> Die Vorträge erschienen dann 2011 zusammen mit weiteren Beiträgen unter dem Titel »New Studies in the Synoptic Problem« als Festschrift für Christopher M. Tuckett, herausgegeben von PAUL FOSTER, ANDREW GREGORY, JOHN S. KLOPPENBORG und JOSEPH VERHEYDEN.

<sup>15</sup> Das Buch enthält eine umfangreiche Bibliographie (449–511) und ein Stellenregister (513–554).

<sup>16</sup> Studies in the Synoptic Problem. By Members of the University of Oxford, ed. by W. Sanday, Oxford 1911.



Der Band ist nach den auf den Anlass bezogenen Einführungen von *David Catchpole* (»Christopher M. Tuckett: An Appreciation«, pp. XIII–XVIII) und *John S. Kloppenborg* (»New Studies in the Synoptic Problem«, 1–6) sowie der Bibliographie von Chr. Tuckett (pp. XIX–XXV) in fünf Teile gegliedert (s.u.). Die thematische Breite und der Umfang zwingen zu äußerster Kürze des Referats.

In »Part I« (9–156) befassen sich vier Beiträge mit Grundsatzfragen. *Chr. Tuckett* beschreibt »The Current State of the Synoptic Problem« (9–50).<sup>17</sup> Zum dem oft gegebenen Hinweis, dass es keinen *Q-Text* gibt und *Q* deshalb nur »hypothetisch« angenommen wird, schreibt er, auch der *Mk-Text* sei »to a certain extent a scholarly construction«, da es vollständige Handschriften ja erst spät gebe (15). Im Grunde sei alle exegetische Arbeit »hypothetisch«, und man könne nur versuchen, mit einer möglichst plausiblen Hypothese zu arbeiten (21). Theorien, die mit einem *DtMk* oder einem *UrMk* rechnen, »may not be fully convincing in their own right«, aber sie erinnern uns an den unsicheren Charakter der handschriftlichen Überlieferung (36). Die unterschiedlichen Erklärungsversuche zum »synoptischen Problem« führen Tuckett zu dem Ergebnis, dass nach wie vor die Zwei-Quellen-Theorie (»Two Document Hypothesis«, 2DH) diejenige Theorie sei, die die wenigsten Schwächen aufweise, auch wenn es unbeantwortete Fragen gebe – niemand könne »absolute certainty for the correctness of his/her viewpoint« beanspruchen (40). – Probleme, die sich mit der Erarbeitung einer Evangelien-Synopse verbinden, stellt *J.S. Kloppenborg* dar (51–85). – *A. Gregory* fragt methodenkritisch »What is Literary Dependence?« (87–114). Die Hinweise, dass in der Antike die mündliche Überlieferung beherrschend gewesen sei sowie die Verweise auf zeitgenössische »oral cultures« seien insofern problematisch, als man auch in der Antike sehr wohl wusste, wie wichtig geschriebene Texte sind (91); die Evangelisten mochten ein besseres Gedächtnis gehabt haben als moderne Menschen, aber die Arbeit war sicher einfacher, wenn man wusste, dass eine Quelle schriftlich vorlag (102). – *P.M. Head* untersucht die Bedeutung der Textkritik für die Lösungsversuche des synoptischen Problems (115–156); man dürfe nicht mit großer Sicherheit vom »New Standard Text (NA<sup>26</sup>)« der Ausgabe von 1979 ausgehen (139–142), und Entsprechendes gelte auch für die *Q*-Forschung, weshalb *The Critical Edition of Q* methodisch problematisch sei (146 ff.). Angesichts der schlechten handschriftlichen Überlieferung des *Mk* sei Vorsicht geboten, wenn man allzu sicher auf »den« *Mk-Text* vertraue (154).

In »Part II« (159–432) befassen sich zehn Aufsätze mit unterschiedlichen Versuchen der Lösung des synoptischen Problems. *D.B. Peabody* (159–185) stellt dar, wie unterschiedlich *Mk* gelesen wird je nach der vorausgesetzten Hypothese zum Synoptischen Problem; er tut dies »with an emphasis on defending the 2GH, as I trust readers will understand, since I am the sole advocate of this hypothesis invited to present here« (159). Entsprechend der 2GH (= »Two Gospel Hypothesis«, Griesbach), also unter der Annahme, dass *Lk* das *MtEv* und *Mk* die beiden anderen Evangelien benutzte, zeigt Peabody, dass *Mk* die Genealogien und die Geburtsgeschichten deshalb nicht übernahm, weil beide Überlieferungen bei *Mt* und *Lk* so stark differierten (173);

<sup>17</sup> Tuckett war an der Tagung beteiligt und wusste nicht, dass der Band als Festschrift zu seinem 60. Geburtstag erscheinen würde (6 Anm. 27). Der Aufsatz ist jetzt wieder abgedruckt in dem Band: Chr. Tuckett, *From the Sayings to the Gospels*, Tübingen 2014, 77–116. Auf die Beiträge in diesem Band zu *Q* gehe ich in meinem Bericht über neuere Literatur zur Logienquelle ein.

das kritische Jüngerbild zeige sich nicht etwa erst bei Mk, sondern schon bei Mt und Lk (181 f.) – *D.C. Sim* fragt nach der Redaktionsarbeit der Evangelisten unter Voraussetzung der unterschiedlichen Hypothesen zum synoptischen Problem (187–208); nehme man an, dass Mt ein genaueres Bild des historischen Jesus bietet, dann sei zu fragen »what might this entail for historical Jesus research«. Dadurch werde die 2GH vielleicht gestützt »but this needs to be explored in a comprehensive and systematic way«. Daraus ergebe sich die Frage, ob es überhaupt einer besonderen »Theorie« bedarf: »What does it matter if we accept Marcan priority and yet maintain that Matthew sometimes or even often is more historically reliable than Mark?« Er schließt: »Of course these sorts of questions can only be raised here, but they need to be seriously considered in future scholarship.« (207 f.) – *M.E. Boring* fragt, wie die »minor agreements« zu definieren sind. Er zeigt am Beispiel von Mk 1,40 (der Vers umfasst 16 Worte), dass es gemäß einem »minimalist approach« nur zwei Übereinstimmungen von Mt und Lk gegen Mk gibt, dass dies rechnerisch aber 12,5 % sind; zähle man zu Mk 1,16–45 par »only exact verbal agreements«, so gebe es lediglich sieben Übereinstimmungen in 458 Worten, also 1,52 %. Boring warnt deshalb vor einem zu uneffizienten Umgang mit »statistischen« Angaben zu den »minor agreements« (231).<sup>18</sup> Es bleibe auch die Frage, ob Mt und Lk tatsächlich denselben Mk-Text, womöglich entsprechend Nestle-Aland<sup>27</sup> vor sich hatten (246 f.). Dass die »minor agreements« für die Zwei-Quellen-Theorie ein Problem darstellen, sei klar; ob sie ausreichen, diese Theorie zu widerlegen »depends on the relative strength one attributes to other arguments for the 2DH« (250). – *M. Goodacre* geht auf die selten gestellte Frage ein, ob der Gebrauch der Schriftzitate für die Diskussion über das Synoptische Problem Bedeutung hat (281–298). Ein Beispiel ist das Zitat von Jes 56,7 LXX in Mk 11,17, wo in den Parallelen die Worte  $\pi\acute{\alpha}\sigma\tau\upsilon\ \tau\omicron\iota\varsigma\ \epsilon\theta\nu\epsilon\sigma\iota\nu$  fehlen; jede Hypothese könne jeweils begründen, warum es zu dieser Übereinstimmung zwischen Mt und Lk kam (290 f.). – Gefragt wird in weiteren Aufsätzen nach der Bedeutung der Wundererzählungen (*D. Reid*, 299–319), der Gleichnisse (*C.W. Hedrick*, 321–345) sowie der Bezüge zum Judentum und zum Gesetz (*W.R.G. Loader*, 347–369) für das Synoptische Problem. *W.E. Arnal* untersucht »The Synoptic Problem and the Historical Jesus« (371–432); er zeigt am Beispiel von William Farmer, E.P. Sanders und J.D. Crossan, wie die Forschung unter verschiedenen Quellentheorien zu verschiedenen »Jesuses« gelangt (383–424), und er schließt mit der Feststellung: »The best synoptic solution will be the one that provides the most fecund framework for solving other problems and doing other work, and not the one that aims to account for all the literary data by itself« (432).

In den fünf Beiträgen von »Part III« (435–548) geht es um die in der Antike herrschenden Bedingungen für die Abfassung von Texten. *R.A. Derrenbacher jr.* (435–457) fragt, wie antike Autoren ihre Quellen benutzten und welche Rolle das Gedächtnis spielte. – *A. Kirk* (459–482) untersucht die Bedeutung von »memory« und »scribal media« für das synoptische Problem: Mt hatte »memory control of Q«, und »memory competence in a written work made it possible to escape the limitations of the scroll, enabling not just sequential but random access by traversing the network of cues that constituted the text as a memory artifact« (472). – *A. Damm* (483–508) fragt nach der

<sup>18</sup> Boring (234) referiert Angaben zur Anzahl von »minor agreements«; sie liegen zwischen 239 (so Hawkins, *Horae Synopticae*, Oxford 1898) und 2354 (so R.B. Vinson, *The Significance of the Minor Agreements as an Argument against the Two-Document-Hypothesis*, Diss. Duke 1984).

Bedeutung der Rhetorik für das Synoptische Problem, konkret am Beispiel der Aussendungsrede Q 9,57–10,22 und deren Bearbeitung in Lk 10,1–16: »Luke rhetorically improves Q in conventional ways and often in the same places he improved Matthew on the FH« (504; »FH« meint die Farrer-Goulder-Hypothese: Mk-Priorität, davon abhängig Mt, Lk als Bearbeitung von Mk und Mt).<sup>19</sup> – D.R. MacDonald (509–521) vergleicht Mk 9,14–27 mit Euripides' Drama *Hercules furens*; er will zeigen »that Mark imitated the tragedy and expected his more perceptive readers to compare his story with the tradition that Heracles, smitten by Hera with contemporary madness, slew his three sons and wife« (511); jede Theorie zum synoptischen Problem gebe eine andere Erklärung für die Unterschiede zwischen den drei Evangelien (516 f.). Er selber nimmt an, dass Lk das Werk des Papias kannte und so auch von Mk und Mt wusste, die von Papias namentlich erwähnt werden; erkennbar sei, »that Luke redacted both Mark and Matthew, although his use of the latter was much freer than his use of Mark«. Ein Teil der Übereinstimmungen zwischen Lk und Mt sei mit der Q-Hypothese zu erklären, verbunden mit der Annahme, dass sowohl Papias als auch Mk die Logi-enquelle Q gekannt haben, aber es gebe eine weitere allen drei Synoptikern bekannte Quelle »which I prefer to call the *Logoi of Jesus* or Q+« (517). MacDonald plädiert im übrigen nachdrücklich dafür »that classical Greek poetry, such as Euripides' *Hercules furens*, not be ignored in discussions of the Synoptic Problem« (521). – F.G. Downing (523–548) untersucht, wie antike Autoren mit ihren schriftlichen Vorlagen zu arbeiten vermochten, wenn man die sehr unübersichtliche antike Schreibweise beachtet (*scriptio continua*, dazu bietet er auf mehreren Seiten Textbeispiele).

In den vier Beiträgen in »Part IV« (551–654) geht es um den Umgang mit hypothetischen Quellen, sowohl Q als auch die vermutete Sonderquelle des Mt sowie Proto-Lk. E.C.S. Eve (551–570) meint, die Mk-Priorität bedürfe einer besseren Begründung, und »the existence of Q can no longer be taken for granted« (570). – Ausgehend von Mt beabsichtigt U. Luz (571–589) nicht »to advance a hard or strict Q-hypothesis, but rather a soft or open one« (571); man müsse annehmen, dass es Q<sup>ht</sup> und Q<sup>lk</sup> gab (579). Wie ging Mt mit seinem Q-Stoff um? »He destroyed it by making use of its Jesus-traditions putting them into a new entity – his Jesus-story.« Inhaltlich aber sei die Übereinstimmung zwischen Mt und den Q-Traditionen so groß gewesen, dass »as far as we can see, he left hardly any of them out« (580). Wichtig ist Luz' Hinweis, dass »Q rarely gives explicit indications as to its addressees – which means that all of its readers and listeners are involved in various ways and may consider the texts as méant for them« (589). – P. Foster (591–616), der die Forschungsgeschichte der M-Quelle, also die Frage der Herkunft des mt Sonderguts, darstellt, kommt zu dem Ergebnis, dass die Suche vergeblich ist und dass mit hoher Wahrscheinlichkeit »so-called M material actually represent a plurality of traditions« (615). – J. Verbeiden (617–654), der die Proto-Lk-Hypothese beschreibt, ohne ihr zuzustimmen (617), verweist darauf, dass die Rekonstruktion von Quellen durchweg schwierig ist, weil ja alle Autoren ihre Quellen irgendwie »zerstört« haben; das spreche nicht gegen die Annahme der Existenz von Quellen, warne aber davor, die Fähigkeit zur Rekonstruktion zu überschätzen (652). Im übrigen könne die Proto-Lk-Hypothese ihre Kritiker darauf aufmerksam machen, dass auch sie Hypothesen vertreten; man könne lernen »that written history may not have begun with the canonical gospels and that source criticism for this reason should

<sup>19</sup> Zu Damms Monographie zu dieser Thematik s.u. S. 239.

retain its place at the table, which certainly is a most valuable contribution in a time in which this insight seems to be lost on many a member of our guild« (654).

Die neun Beiträge in »Part V« (657–853) schließlich gehen auf die mögliche Bedeutung des synoptischen Problems für die Auslegung von Texten aus dem 2. Jh. ein; Bezugspunkte sind das JohEv (R. Bauckham), die Apostolischen Väter (A. Lindemann), die apokryph gewordenen Evangelien (D. Lübrmann), Marcion (J. Lieu), der längere Mk-Schluss (S.G. Bronn) sowie das Judasevangelium (St.J. Patterson). U. Schnelle (809–830) gibt einen Überblick über die synoptische Frage in der Geschichte der neueren protestantischen Theologie. – K.E. Corley (831–844) verweist auf »the white male dominance of Synoptic Gospel Research«; die weißen Wissenschaftler suchen und finden sich selbst in den Texten der Vergangenheit, »women and African American scholars are also looking for themselves in the past, and so the study of the Synoptic Problem does not prove as fruitful, as women and African American scholars are looking for a useable past, that brings them liberation in the present social context« (831). Sehe man Exegese als »a creative activity rather than a purely scholarly and historical one«, so sei die eingangs erwähnte »dominance« leicht zu erklären: »All scholars are in some way looking for themselves in the past, and white men find themselves in Jesus, in scribal activity and the work of ancient scholars. Christian feminists and women do not, and remain suspicious of a field that loses them so much – a feminist Jesus and the apostolic witness of Mary Magdalene to the Risen Lord« (844). – Chr. Rowland bietet »another perspective on the »synoptic« problem« (845–853); Kunstwerke ermöglichen es, unterschiedliche biblische Texte »synchron« zu sehen, die sonst nur »diachron« gelesen werden können.

In der Einleitung zu dem Band betont J. Kloppenborg: »The essays in this volume are intended to be programmatic rather than polemical, seeking to provide an overview of the breadth of research rather than arguing only for the preferred solutions of their authors.« Deshalb erhoffen sich (expect) die Herausgeber »that the volume will serve as a model for the conduct of the Synoptic Problem debate, and will be a standard reference tool with enduring value as a basis for further research« (6). Dies gelingt allerdings nur teilweise, zumal sich einige Beiträge sehr speziellen Fragestellungen zuwenden. Die umfangreiche Bibliographie (859–912) und die Register (913–961) erschließen den Band; doch es wäre nützlich gewesen, wenn in der Einleitung oder in einem Abschlussbeitrag so etwas wie ein »Ertrag« vorgestellt worden wäre.

GUIDO BALTES fragt in seiner von Rainer Riesner begleiteten, 2011 erschienenen umfangreichen Dissertation »Hebräisches Evangelium und synoptische Überlieferung« nach dem Gebrauch der Sprachen in Galiläa und Judäa zur Zeit Jesu und des NT. »Forschungsziel ist es, die Rückfrage nach einem möglichen hebräischen Sprachhintergrund der Evangelientradition methodisch zu begründen und sie für die neutestamentliche Exegese und die Arbeit am synoptischen Problem fruchtbar zu machen.« Als weiterführende Implikationen nennt B. »die Frage nach einer möglichen Neubewertung der

altkirchlichen Traditionen über ein hebräisches Evangelium, sowie die Frage nach dem Ertrag für ein tieferes Verständnis der Beziehungen zwischen Christentum und Judentum, und damit für den jüdisch-christlichen Dialog« (4).

B. setzt ein mit dem Verweis auf »die neue Offenheit der synoptischen Frage« (5–13), die sich etwa darin zeige, »dass auch Autoren, die der Zweiquellenhypothese im Grundsatz folgen, im Einzelfall immer wieder von dieser abweichen und auf Hilfskonstruktionen wie zusätzliche Quellen, mündliche Traditionen oder andere außersynoptische Überlieferungswege zurückgreifen« (6 Anm. 7). Die Erklärungsversuche zu den »minor agreements« seien unzulänglich, die Vorschläge zur Gestalt von Q zeigten ein immer weniger eindeutiges Bild; manche in der Forschung postulierten Formen von Q »gleichen eher dem traditionellen ›Urevangelium‹ oder unzusammenhängenden ›Diegesen‹, während andere dem Gehalt und dem Aufriss nach eher einer protolukanischen oder protomathäischen Schrift ähneln«, und deshalb müsse »grundsätzlich über den Sinn einer weiteren Verwendung der Bezeichnung ›Q‹ nachgedacht werden« (12). Die Tendenzen in der Q-Forschung gehen allerdings eher in die entgegengesetzte Richtung, denn man meint oft, Q sehr genau beschreiben zu können.<sup>20</sup> Mit der Metapher »neue Offenheit« verbindet B. die Vorstellung des Nebeneinanders »mehrerer konkurrierender ›wissenschaftlicher Forschungsprogramme‹, die weder als eindeutig bewiesen noch als zweifelsfrei widerlegt gelten können«; deshalb solle auch kein neues Modell etabliert, sondern von Einzelbefunden her »auf größere überlieferungsgeschichtliche Zusammenhänge« geschlossen werden (13.14).

In der sehr viel ausführlicheren Beschreibung der »neuen Offenheit der linguistischen Frage« (14– 150) notiert B. zunächst das Forschungsergebnis, dass »die Evangelien in ihrer vorliegenden, kanonischen Form *keine direkten Übersetzungen* aus dem Aramäischen oder Hebräischen sind« und »dass alle Rekonstruktionen einer semitischen Vorlage *nur hypothetischen Charakter* haben können«; die Rückübersetzung könne immer nur eine methodische Hilfe sein, »das Wesen des vorliegenden *griechischen* Textes besser zu erfassen« (68.69). Ein wichtiges Ergebnis der Forschung sei, dass die meisten jüdischen Texte aus der »Periode der Zeitenwende« in hebräischer, nicht in aramäischer Sprache verfasst sind; die literarischen Zeugnisse von Ben Sira über Qumran bis zur rabbinischen Literatur belegen »einen deutlich überwiegenden Gebrauch des Hebräischen als Schrift- und Literatursprache in dieser Periode« (94). Nach der Schilderung in Apg 21.22 werde beim Verhör des Paulus zuerst offenbar Aramäisch und dann Griechisch gesprochen (21,36.37)<sup>21</sup>, dann (21,40) spricht Paulus τῇ Ἑβραϊκῇ διαλέκτῳ und hält in dieser Sprache sein Rede (134 f.). Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand könne »nur ein drei- bis viersprachiges Modell die soziolinguistische Realität des ersten Jahrhunderts hinreichend beschreiben ... Hebräisch, Aramäisch, Griechisch und, mit Einschränkungen, Latein« (146). B. will keinen semitischen Hintergrund der Evangelien nachweisen, denn dieser wird von ihm »als selbstverständlich und unstrittig vorausgesetzt«; welcher Sprache sich Jesus bediente, bleibe offen, denn es gehe nur

<sup>20</sup> Das »Autorenregister (in Auswahl)« nennt weder J. Kloppenborg noch J. Robinson

<sup>21</sup> Es trifft m. E. allerdings nicht zu, dass sich der Oberst »zunächst einige Zeit mit Paulus« unterhielt (so B. 134 unter Verweis auf 21,33) und erst dann erstaunt war, dass Paulus Griechisch sprach (21,37); in 21,33 spricht der cilia,rcoj nicht mit Paulus, sondern mit den Umstehenden – in welcher Sprache auch immer.

darum, »nach dem Hebräischen als mögliche[r] Überlieferungs- und Schriftsprache der Evangelientradition« zu fragen (150). Abschließend stellt B. »die neue Frage nach dem jüdischen Kontext« dar (151–165), und er gibt dann auch einige Hinweise zur »neuen Suche nach dem historischen Jesus« (156 ff.).

Im zweiten Kapitel geht B. ausführlich auf das Verhältnis von hebräischer Sprache und synoptischer Frage in der Forschungsgeschichte ein (166–235), von Hugo Grotius bis zur Gegenwart. Er betont abschließend nochmals, sein eigener Ansatz solle nur dazu dienen, »literarische Entstehungsprozesse der Evangelien auch mithilfe des Rückgriffs auf mögliche hebräische Vorlagen erkennbar zu machen und damit zu einem umfassenderen Verständnis der Entstehungsgeschichte der Evangelientradition beizutragen« (235).

In Kap. 3 untersucht B. die Überlieferung vom Auftreten des Täufers Mt 3,1–6 parr. (236–345), wobei er die etwas überraschende Feststellung trifft: »Wenn die Johannestaufe tatsächlich nicht wiederholbar war, dann hat zumindest dieser Aspekt seine engste Parallele in der Proselytentaufe des rabbinischen Judentums« (245). B. kommt zu dem Ergebnis, zur Täufertradition (Mt 11,7–19; Lk 7,24–35; Mk 1,1–6) hätten drei Elemente gehört: »Das Auftreten des Täufers, das Schriftzitat aus Jesaja, sowie die Beschreibung der Pilgerscharen.« Diese Elemente »finden sich nicht nur in der dreifachen Tradition, sondern auch bei Joh und im Evangelium der Ebionäer«, seien also »mehrfach bezeugt«. Dieser »Kernbestand« zeige »vielfältige Spuren eines hebräischen Sprachhintergrundes, der sich zum Teil durch Anlehnung an biblischen Erzählstil und zum Teil durch zeitgenössischen hebräischen Sprachgebrauch erklärt« (333 f.). Die vermutlich bereits in griechischer Sprache verfasste Grunderzählung (B. nennt sie ›V‹) sei bei Mt am besten bewahrt, an mehreren Stellen dort aber auch »sekundär im Vergleich zu Mk und Lk«; das lasse eine zweistufige Entwicklungsgeschichte des Mt erkennen, »wie sie auch in vielen Ansätzen zur synoptischen Frage angenommen wird« (334). Lk habe den Stoff von ›V‹ neu geordnet, »an einigen Stellen einen ursprünglicheren Wortlaut bewahrt als Mt«, lasse Einfluss durch Mk aber nicht erkennen (335). Mk habe ›V‹ in der Struktur »am umfangreichsten umgearbeitet« (336). Insbesondere das Motiv des Sündenbekenntnisses stamme von der mk Redaktion, denn es ist »sowohl der Sache nach der jüdischen Taufpraxis [sic!] fremd, als auch sprachlich nicht biblischem Gebrauch, sondern späteren christlichen Formeln verwandt« (337). Schließlich gebe es noch sekundären Einfluss »mancher Mk-Passagen auf die Endform des Mt« (338). »Ob dieser Einfluss durch die Hand desselben Redaktors geschah, der auch die übrigen redaktionellen Änderungen an der Vorlage vornahm, oder auf eine spätere Hand [sic!], ist nicht zu sagen.« (339) Die Frage, wie eine derart komplizierte Traditions- und Redaktionsgeschichte eines so schmalen Textes konkret vorstellbar ist, wird von B. nicht bedacht. Und warum ›V‹ weniger hypothetisch sein soll als Q, wird (mir) nicht klar.

In Kap. 4 (346–402) untersucht B. die Beelzebul-Kontroverse. Ausgangspunkt sei eine im Wortlaut rekonstruierbare hebräische Vorlage gewesen, aus der sich die drei kanonischen Textformen »sinnvoll erklären lassen« (398); der Wortlaut sei »zum Teil« bei Lk besser erhalten als bei Mt und Mk. Im übrigen ist die von B. vermutete Traditionsgeschichte hier ähnlich kompliziert wie bei Mt 3,1–6 parr. (401 f.).

In Kap. 5 untersucht B. das Schalksknechts-Gleichnis (403–486), gerade weil es hier keine synoptische Parallele gibt. Das Gleichnis zeige in der Begrifflichkeit und in den verwendeten Topoi große Nähe zu hebräischen Gleichnistraditionen (424–466), aber auch zu Lk 17,1–4 und zu Mk 9,42 (474 f.) sowie zu dem Jesuswort in Mk 11,25, das Mk freilich entweder aus Mt oder aus einer proto-mt Überlieferung übernommen

habe (480). Im ganzen sei Mt 18 ein ursprünglicher Bestandteil der Evangelientradition, der von Mk und Lk »nur teilweise aufgenommen wurde« (593). – In Kap. 6 geht es um Mt 26,17–20 parr (487–586); auch hier zeige sich, dass Mk in 14,1–25 von Mt und von Lk abhängig ist oder von »zwei Vorlagen, die diesen ähnlich sind«, 577). Die Vorbereitungen zum Passamahl waren schon früh mit der Abendmahlsüberlieferung verbunden (583); Mt habe die ursprüngliche Tradition am besten bewahrt, bei Lk und Mk sei sie vor allem durch »Jerusalemere Lokaltraditionen« angereichert (586).

Als Ergebnis notiert B., die von ihm angenommene »Vorlage« erhebe »nicht den Anspruch, den Wortlaut einer real existierenden schriftlichen Quelle wiederzugeben«; sie sei aber »eine wichtige methodische Grundlage für die Frage nach einer historisch und sprachlich plausiblen vorsynoptischen Ursprungsgestalt der Evangelienüberlieferung« (587 f.). Nochmals betont B., dass Mt und Lk »eine ursprünglichere, bessere und historisch plausiblere Form der Überlieferung bewahrt haben, die bei Mk nicht mehr in gleicher Qualität erhalten ist«; die *minor agreements* haben »nicht nur einen besseren literarischen Stil«, sondern weisen »in vielen Fällen eine größere Nähe zum jüdischen Entstehungshintergrund und zur hebräischen Sprache« auf (591). Die Annahme einer direkten literarischen Abhängigkeit des Mk von Lk und Mt sei aber unwahrscheinlich; eher haben alle drei »gemeinsam auf eine vorsynoptische Vorlage zurückgegriffen ..., deren ursprünglicher Wortlaut bei allen drei verschieden gut erhalten und verschieden stark durch griechische Redaktion überlagert ist« (592). Das von B. ausdrücklich als »vereinfacht« bezeichnete »vorläufige Modell synoptischer Beziehungen« (597) rechnet mit einem »Proto-Mt (hebr?)« und einem »SÜ-Lk (hebr?)«<sup>22</sup>, sodann mit einem griech. Proto-Mt und einem davon abhängigen griech. Proto-Lk, die dann gemeinsam sowohl Mk als auch Mt und Lk beeinflusst haben, wobei die Annahme einer direkten Linie von Mk zu Lk mit einem Fragezeichen versehen ist.

Versuche, neue Antworten auf die mit dem Synoptischen Problem verbundenen offenen Fragen zu finden, sind unter allen Umständen zu begrüßen. Aber es wird schwierig, wenn die gefundenen Antworten von derart komplizierten Modellen ausgehen und zu so komplizierten Ergebnissen kommen, wie es in B.s ja durchaus sorgsam angelegter Untersuchung der Fall ist. Insofern ist das mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis (601–656) und mehreren ausführlichen Registern (657–711) ausgestattete Buch letztlich wohl doch nicht weiterführend.

In seinem 2013 erschienenen umfangreichen Buch »Gospel Writing« stellt FRANCIS WATSON die Rezeption und die Entstehung der kanonischen Evan-

<sup>22</sup> Das Kürzel »SÜ-Lk« bezeichnet die vermuteten vor-lk Sonderüberlieferungen. Aber handelt es sich dabei um eine »Quelle«?

gellen dar. Er beginnt mit Augustinus' Überlegungen zu den Beziehungen der vier Evangelien (13–61), und dann folgt eine Darstellung der Kanonkritik bei Reimarus und der an Papias und Hieronymus anknüpfenden Erwägungen Lessings zum »Urevangelium« mit den weiteren Überlegungen Schleiermachers und Harnacks, die zur Q-Hypothese führten (63–113). W. sucht nun nach einer Alternative dazu.

In Kap. 3 (The Coincidences of Q, 117–155) stellt W. fest, Q sei einerseits eine potentiell nützliche Hypothese über den gemeinsamen Stoff bei Mt und Lk und eine Ergänzung zur Mk-Priorität, mit deren Hilfe die Lücke zwischen Jesus und den später verfassten Evangelien überbrückt werde, andererseits aber biete Q eine radikale Rekonstruktion der christlichen Ursprünge »in which the real, historical Jesus is set *in opposition* to the canonical gospels, Paul, and the mainstream church«. So sei die Q-Hypothese »the definitive expression of liberal Protestant ambivalence towards catholic Christianity«. Dagegen will W. nun zeigen, dass die beste Erklärung für die Entstehung der synoptischen Evangelien die Annahme ist, dass Lk sowohl Mk als auch Mt benutzt hat (»L/M theory«, 118).<sup>23</sup> Lk sei ein kreativer Interpret der älteren Tradition, »and this creativity is an expression of the tradition's own dynamic« (119). Es sei »highly plausible that the synoptic evangelists may have had written sayings collections at their disposal«, vergleichbar dem später entstandenen EvThom (120). Es sei kaum vorstellbar, dass Mt und Lk unabhängig voneinander die große Rede Jesu (Bergpredigt/Feldrede) an genau derselben Stelle innerhalb des Mk eingeordnet haben. »But if Luke has Matthew as well as Mark at his disposal and is able to follow Matthean precedent, then the coincidences disappear – and so does Q.« (154)

In Kap. 4 (Luke the Interpreter, 156–216) setzt W. die vorangegangenen Erwägungen als bereits »probable« voraus. Wenn in Lk 6,20 »Ihr, die Armen« selig gepriesen werden, in Mt 5,3 aber »die Armen im Geiste«, so gebe es keinerlei Indiz für die Entscheidung, welche Fassung eher auf Jesus zurückzuführen ist: »We do not know enough about Jesus' characteristic speech-patterns to make such judgements with confidence, especially where the version in question seems characteristic of the evangelist himself« (161). W. meint, dass Lk aus Mt 5–7 fünf Hauptabschnitte auswählte, die er seiner Feldrede zugrunde legte, dazu dreizehn weitere Abschnitte, die er an anderer Stelle seines Buches verwendete; auf die Frage, *warum* Lk so verfuhr, könne man nur antworten, dass Lk es für richtig hielt »to compose his own gospel in his own way, so as to address problems of order bequeathed by his predecessors (cf. Lk. 1.1–4). Beyond that we cannot go. But we can at least show that the compositional procedure entailed in the L/M theory is intelligible« (169). Es sei falsch anzunehmen »that a Luke dependent on Matthew would simply have reduced the great Matthean Sermon to rubble«. Den von Lk geschaffenen neuen Text erklärt W. mit der Feststellung: »No single evangelist has a monopoly on the sayings tradition, since this tradition calls for an interpretative practice in which freedom and faithfulness, conservation and creativity, are more like synonyms than opposites« (173). Damit tritt an die Stelle von zumindest grundsätzlich überprüfbareren Annahmen und Plausibilitäten eine Theorie der

<sup>23</sup> Er verweist u. a. auf M.S. Goodacre, *The Case against Q. Studies in Markan Priority and the Synoptic Tradition*, Harrisburg 2002. Dieses Buch stand mir nicht zur Verfügung.



literarischen Willkür und Beliebigkeit, auf Grund derer dann letztlich alles »bewiesen« werden kann.

In Kap. 5 (Thomas versus Q, 217–285) notiert W. zunächst kritisch, die Zwei-Quellen-Theorie setze stillschweigend voraus »that the retrospective distinction between canonical and noncanonical gospels corresponds to neutral historical reality, and that one can address the problem of gospel origins by attending to Matthew, Mark, Luke, and John alone« (220); diese Voraussetzung finde sich sogar bei den Erwägungen von Koester und Robinson zum EvThom. Wenn es aber Q gar nicht gab, dann müsse EvThom ganz neu gelesen werden, gerade weil sich hier Elemente einer frühen, literarisch fixierten Christian Sayings Collection (SC) zeigen: »In this way the Q hypothesis may be replaced by an SC hypothesis, which finds an important key to synoptic origins not in a hypothetical document constructed within the canonical limit but in an extant noncanonical material« (221). Allerdings kommt W. zu dem Ergebnis, nicht EvThom, sondern die Sprüchesammlung (SC) sei die älteste Quelle, verfasst noch vor Mk. »Thomas, then, is the point of departure for an SC hypothesis« that should replace the implausible Q hypothesis. *GTb* itself is best understood as a descendant of the early SCs employed by Mark and Matthew, and as a relation of SCs known from second-century sources«; eine Textrekonstruktion (critical edition) sei nicht möglich, aber EvThom »may preserve sayings material in the closest available approximation to its earliest written form«, insbesondere bei den Gleichnissen. Wie immer es um das Verhältnis zu den synoptischen Evangelien bestellt sei, so gelte doch, dass »the SC genre itself remains essentially independent of the synoptics« (284 f.).

In Kap. 6 und 7 von Teil II geht es um die joh Tradition (286–407), in Teil III stellt W. »The Canonical Construct« in der Alten Kirche dar (411–603); darauf ist hier nicht einzugehen.

Am Ende von W.s Buch stehen »Seven Theses on Jesus and the Canonical Gospel«, die jeweils erläutert werden (604–619). W. betont, die frühe Jesus-Rezeption sei ein dynamischer Prozess der Interpretation gewesen (These I); es gebe keinen Zugang »to the singular, uninterpreted reality of a historical Jesus« behind the reception process« (These II, 606). Dazu gehöre (These III) »the interaction of the oral and the textual«, zugleich aber auch (These IV) die Einsicht, dass »differentiation between canonical and noncanonical gospels is not based on identifiable criteria inherent to the texts« (608.609). Der kanonische Status »presupposes both an ongoing production of gospel literature and divergent communal usage« (These V, 611). Im Rückblick erweise sich, dass die frühe Evangelienliteratur geteilt ist »by the formalizing of canonical and noncanonical status«, und daher seien »pre- and postcanonical stages in the reception of this literature« zu unterscheiden (These VI, 613). Daraus ergibt sich dann »Thesis VII. A canonical perspective« models a convergence of historical, theological, and hermeneutical discourses, rejecting the assumption that these are necessarily opposed to one another« (616). Damit wendet sich W. gegen die von »many biblical scholars« vertretene Überzeugung »that the only legitimate scholarly approach to the texts is the one they like to label purely historical or nonconfessional.« (ebd.) Es gebe

gar keine allein gültige Praxis historischen Arbeitens, und es gebe auch »no single theology, characterized perhaps by a blind allegiance to unfounded confessional statements«, folglich auch keinen Antagonismus zwischen beiden. Blicke man auf die Rezeption der Evangelien, so zeige sich, dass »the fourfold gospel is not an imaginary object held together by sheer theological wishful thinking. Unlike Q, it actually and indisputably exists.« (617)

Damit erweist sich der ganze Ansatz des Buches als offensichtlich primär apologetisch: Es geht um das »vierfache Evangelium«, das nicht durch ein fünftes Evangelium, eben Q, gestört werden darf. »The fourfold gospel is a potential interdisciplinary meeting place in a way that a reconstructed Q could never be, even if that hypothesis were to be placed on secure foundations. It should therefore be an object of study in its own right, especially for the exegete who is also a theologian or the theologian who is also an exegete.« (617 f.) Der kanonische Status gebe den Evangelien eine neue Qualität von unbegrenzter Dauer. Die Vier-Evangelien-Sammlung (wie das NT überhaupt) sei insoweit vergleichbar den Tragödien Shakespeares oder den Symphonien Beethovens (619). Und so schließt das Buch mit dem Satz: »Canonical objects can still be engaged as they are, in their dual existence, in such a way that their enduring claim can be re-presented as a live option – a potential disclosure of reality that *might* and *may* be identified as truth.« (ebd.)

Ebenfalls 2013 erschien die von J. Kloppenborg begleitete Dissertation von ALEX DAMM »Ancient Rhetoric and the Synoptic Problem«. D. hat das Ziel »to apply rhetorical conventions to the investigation of the synoptic problem« (p. XV). Aus der Perspektive antiker Rhetorik will er am Beispiel der Gattung der *chreia* zeigen, dass die Annahme, Mk sei eine Bearbeitung des Mt oder, entsprechend der Griesbach-Hypothese, eine Bearbeitung des Mt und des Lk überaus unwahrscheinlich ist, denn das würde bedeuten, dass »Mark would consistently disregard the rhetorical principles of *clarity* and *propriety*« (ebd.) In der Forschung sei der mögliche Zusammenhang zwischen der antiken Rhetorik und dem synoptischen Problem nur selten bedacht worden, und diese Lücke möchte D. nun füllen.

Das Buch umfasst nach der »Introduction« (pp. XV–XXXVIII) zwei umfangreiche Teile: Zuerst (Part I, 1–170) geht es um die rhetorische Adaptation von *Chreiai* in antiker Literatur, dann (Part II, 173–280) wendet D. seine Beobachtungen auf zwei Texte der synoptischen Überlieferung an. Der kurzen Zusammenfassung (281 f.) folgen drei Appendices, und zwar (1) eine systematische Übersicht zu den »techniques and principles for adapting chreiai«, 283–287, (2) rhetorisch systematisierte Textbeispiele aus nichtchristlicher Literatur, 289–313, (3) »Chreiai in the Synoptic Gospels«, 315–364 mit einer entsprechend systematisierten Synopse zu den beiden zuvor exegetisierten Perikopen. Die Bibliographie (365–374) enthält leider fast ausschließlich englischsprachige Literatur; Indices zu Autoren und Quellen beschließen den Band.

In Teil I stellt D. in Kap. 1 anhand der *Progymnasmata* des Theon, der *Institutio Oratoria* Quintilians und der *Progymnasmata* des Hermogenes die Bedeutung der Rhetorik für das antike Bildungsverständnis dar. Unter Verweis auf die Studien von B.L. Mack und V. Robbins betont D., dass »the evangelists did have training from texts like the progymnasmata; they might even have had more advanced training«; ausdrücklich stellt D. fest, dass die Evangelien »are not *Kleinliteratur*, but rather rhetorically informed works« (16.17). Er zeigt an einigen Textbeispielen, in welcher Weise Chreiai<sup>24</sup> in der antiken Literatur aufgenommen und nach welchen Kriterien sie bearbeitet wurden: »Theon's progymnasmata introduce rhetorical forms like the chreia. They also introduce techniques for modifying, amplifying, refuting and conforming the forms« (31). D. nennt zwei Ergebnisse: »First, elaborated chreiai are essential rhetorical forms in Jesus' exchanges with opponents. Second, elaborated chreiai are essentially Greco-Roman speeches, and as such they invite familiarity with advanced rhetorical principles that can help us analyze adaptations« (47). Die Formen der Adaptation seien durchaus unterschiedlich, aber es gebe doch eindeutige Prinzipien: »These principles are to foster clarity (*σαφήνεια/perspicuitas*) and to enhance propriety (*πρέπον/aptum*), especially between each speech part's duty and its style. Principles like this are a sure foundation for explaining chreia adaptations among gospels«; D. betont dazu ausdrücklich, dass »we need to speak of degrees, or shades, of plausibility« (80 mit Anm. 462).

In Kap. 2 stellt D. Plutarchs *ἀποφθέγματα* dar, die den Chreiai sehr ähnlich seien (82–84), sowie Plutarchs biographische Werke mit den darin enthaltenen Chreiai (84–109). In Kap. 3 zeigt D., wie Josephus mit schriftlichen Quellen umgeht, insbesondere mit Blick auf die Reden in den *Antiquitates*, die Josephus aus biblischer Überlieferung (LXX) übernimmt und verarbeitet. Josephus »wrote *history with an apologetic purpose*«, nämlich um zu zeigen »that God has not abandoned the covenant with Israel and has given Israel its outstanding leaders, laws and religion. This is Josephus' basic defense or *apology* for Judaism« (116.117). Dementsprechend seien die Reden nicht selten rhetorisch ausgearbeitet über die LXX hinaus. Die Rede Samuels an das Volk (1 Sam 12,1–25/1 Reg 12,1–25) biete Josephus in Ant 6.86–94 in rhetorisch erweiterter Form, wobei insbesondere seine theologisch-apologetischen Interessen deutlich werden (126–136). Nathans Weisung an David zum Tempelbau (2 Sam 7,4–16/2 Reg 7,4–16/1 Chr 17,4–14) werde in Ant. 7.92 f. deutlich gekürzt. Im ganzen gelte: »Josephus seeks to retain a plain style or else elevates it only slightly« (139). Ähnlich verfare er in Ant. 7.337–340 bei Davids Rede an Salomo (1 Chr 22,7–16 LXX), um so die »rhetorical effectiveness« zu steigern (150). Im Ganzen seien zwei Motive erkennbar:

<sup>24</sup> »Chreiai are short units of speech, or alternatively of narrated actions, associated with an individual, which impart wisdom in a way that is »well-aimed« (i. e., clever) and that befits the speaker« (23, unter Verweis auf V.K. Robbins). »The chreia was a rhetorical form to which pupils had much exposure« (22).

»One is to make the biblical speeches more persuasive by tightening their accord with rhetorical conventions ... Second and similarly, Josephus articulates and rearranges parts of speech and enthymemes themselves to create more conventional form« (156 f.). D. stützt seine Beobachtungen durch entsprechende übersichtliche Tabellen.

In Teil II untersucht D. dann zwei Texte aus der synoptischen Überlieferung. Zuerst (Kap. 4, 173–220) geht es um die Fastenperikope Mt 9,14–17/Mk 2,18–22/Lk 5,33–39. Diesen Text aus der »triple tradition« wählt D. »because of its bona fide chreia form in all three synoptic versions, and because those versions are similar enough to invite comparison« (173). D. fragt nach der größeren Plausibilität: Ist Mk hier von Mt und Lk abhängig, wie die Neo-Griesbach Hypothese (»Two-Gospel Hypothesis«, 2GH) annimmt? Oder haben Mt und Lk den Mk-Text übernommen, entsprechend der Hypothese der Mk-Priorität und der Zwei-Quellen-Theorie (»Two-Documents-Hypothesis«, 2DH, vgl. die Farrer-Hypothese<sup>25</sup>)? Die Textanalyse auf der Basis der 2GH führt zu dem Ergebnis, dass Mk die durch eine sekundäre Redaktion üblicherweise angestrebte größere Klarheit gerade nicht erreicht hätte: »Mark not only weakens the intellectual clarity of his putative sources, but also weakens their expressive clarity by replacing clear terms with less clear terms« (so das seltene ἐπιόπτει in Mk 2,21a anstelle des üblichen ἐπιβάλλει bei Mt und Lk); auf der Basis der Mk-Priorität dagegen zeige der Vergleich, dass »Matthew and Luke together more regularly *clarify Mark*« (216). Die (wenigen) minor agreements seien problemlos zu erklären, und so stellt D. abschließend fest, »that hypotheses of Markan priority are more sensitive than hypotheses of Markan posteriority to rhetorical principles, particularly to clarity and propriety. The Two-Gospel Hypothesis needs to postulate an evangelist who downplays clarity and reaches for less obvious contributions to his causes. From a rhetorical standpoint, hypotheses of Markan priority appear more plausible.« (219)<sup>26</sup>

In Kap. 5 (221–280) untersucht D. die Perikope von der Beelzebul-Kontroverse Mt 12,22–37/Mk 3,20–35/Lk 11,14–36 (die Frage, ob ein Q-Text zugrunde liegt, lässt D. unberücksichtigt, 229–233). Das Ergebnis ist auch hier klar: Wäre Mk von Mt und/oder Lk abhängig, so hätte er unter rhetorischer Perspektive zwei erhebliche Fehler gemacht: »First, Mark's elevation of Matthean style suddenly ceases, indeed recedes a little, where it should be

<sup>25</sup> S. dazu oben S. 232.

<sup>26</sup> Hier lässt sich noch ein von D. übersehenes Argument ergänzen. D. stellt fest, dass nach Mk 2,18 die Pharisäer und die Täuferjünger fasten, und er fährt fort: »Together these Jews pose a question to Jesus, which implies a judicial στάσις« (174). Aus der Frage geht aber hervor, dass nicht οἱ μαθηταὶ Ἰωάννου καὶ οἱ Φαρισαῖοι sprechen; das Subj. von ἔρχονται καὶ λέγουσιν ist unbestimmt, und das haben Mt und Lk korrigiert.

appropriately elevated in his conclusion. Second, Mark eschews very important proof in Matthew and Luke – a counterdefinition – without adequate reason« (246). Aus der Perspektive der 2DH (und der FH) dagegen ist die mt Redaktion des Mk-Textes plausibel: »Matthew sharpens his sources' conformity to principles for judicial speeches, he paints a distinctive picture of Jesus, and he clarifies«; problematisch ist nur die Stellung von Mk 3,28.29 nach Q 11,23, »but occasional moves like this do not render the 2DH less plausible« (263 f.). Gegen eine Benutzung des Mt-Textes durch Lk spreche die weitgehende Nicht-Übernahme von Mt 12,31–37 (273).

In der Zusammenfassung betont D., die rhetorische Untersuchung von nur zwei Perikopen sei lediglich ein Anfang. »By further grounding our judgments of literary dependence in ancient conventions, we can approach more confidently the questions of the sequence in which these rhetorically learned authors wrote their gospels« (282). Es ist sehr zu wünschen, dass D. in weiteren Untersuchungen den so begonnenen Ansatz weiterführt.

Im Jahre 2014 erschienen zwei umfangreiche Bände mit Aufsätzen, deren erneute Publikation in dieser Form für die Forschung einen großen Gewinn darstellt. Der Band »From the Sayings to the Gospels« von CHRISTOPHER TUCKETT bietet eine in sechs Teile gegliederte Sammlung von 28 Aufsätzen<sup>27</sup>, wobei T. im Vorwort (pp. XI–XVIII) eine Systematisierung seiner Studien vornimmt. Grundsätzlich halte er die Zwei-Quellen-Theorie für die richtige Lösung des Synoptischen Problems, aber die Diskussion zeige »that certainty in this area is an impossible goal: we can only propose theories with greater or lesser degrees of plausibility« (p. XII).

Die Gliederung des Buches spiegelt gewissermaßen die Geschichte der synoptischen Tradition. Am Anfang (Teil I) stehen unter der Überschrift »Synoptic Problem« vier Aufsätze, die sich den methodischen Problemen zuwenden. Die zehn Aufsätze in Teil II behandeln dann »The Sayings, Source Q«, in den drei Aufsätzen in Teil III geht es um »Paul and the Synoptic Problem«, die beiden Aufsätze in Teil IV handeln vom Thomasevangelium, in Teil V geht es in drei Aufsätzen um den historischen Jesus. Die sechs Aufsätze in Teil VI stehen unter der Überschrift »The Canonical Gospels«, hier geht T. auf theologische und historische Aspekte der synoptischen Evangelien ein, am Ende steht die ursprünglich 1999 erschienene Untersuchung »The Christology of Luke-Acts«.

Die ursprünglich später als 2001 publizierten Aufsätze sollen hier kurz vorgestellt werden. In dem zuerst 2003 erschienenen Beitrag »Paul and Jesus Tradition« (340–356) geht es um die Beziehung zwischen dem Zitat in 1

<sup>27</sup> Zu den Beiträgen zur Q-Forschung s. den Bericht zu Q im nächsten Heft der ThR.

Kor 2,9 und dem Jesuswort in EvThom log 17.<sup>28</sup> T. kommt zu dem Ergebnis, dass die Korinther das von Paulus zitierte Logion möglicherweise kannten, aber nicht als Wort Jesu. EvThom log 17 repräsentiere eine gegenüber 1 Kor 2,9 spätere, redaktionelle Stufe, und dazu gehöre wohl auch die Zuweisung des Wortes an Jesus. »Any line of development between the Pauline epistles and the gospel tradition thus seems to have gone in this case from Paul to the gospel tradition and not vice versa. In any study of »Paul and Jesus«, this particular parallel will probably tell us more about the developing Jesus than it will about Paul« (356).

Erstmals 2011 veröffentlicht wurde T.s Untersuchung zur Frage nach dem sozialen und historischen Kontext des Matthäus (Jewish Christian and/or Gentile?, 475–504). Die Antwort lautet (503 f.): Für das MtEv waren die jüdischen Wurzeln Jesu und der Gemeinde von elementarer Bedeutung; aber ob der Evangelist und seine Gemeinde »judenchristlich« war, lasse sich kaum sagen. Man hielt sich offenbar nicht an das Sabbatgebot und nahm nicht am synagogalen Gottesdienst teil, »whether by choice or because they were excluded from the synagogues by other Jews«; die Speisegebote wurden offenbar nicht eingehalten, die Beschneidung wurde vermutlich nicht praktiziert. Wollte man Matthäus und/oder seine Gemeinde charakterisieren, so sei die Bezeichnung »Jewish Christian« keineswegs glücklich: »»Jewishness« is clearly of vital importance at one level for Matthew; but equally, it seems that some of the key practical implications of being »Jewish« in the ancient world are things that Matthew qua Christian appears to have jettisoned.«

In dem 2008 publizierten Aufsatz »Gospels and Communities« fragt T.: »Was Mark Written for a Suffering Community?« (541–556). Die Texte, die auf eine Verfolgungssituation hindeuten (Mk 4,16 f.; 8,34 f.; 10,29 f.; 13,9–13), seien besser zu verstehen, wenn sie sich auf eine Situation beziehen »where the readers/hearers are *not* currently experiencing persecution or suffering«, denn sie sprächen »at the audience rather than for them, seeking to alert them to what may/will come and stressing the seriousness of the implications« (555). Zu beachten sei »the written-ness of Mark's text ... Writing in the ancient world was expensive and time-consuming. It is thus perhaps inherently more plausible to think of Mark as going to the trouble and expense of writing and producing a gospel if he had something new he

<sup>28</sup> Das Logion lautet: »Ich werde euch das geben, was kein Auge gesehen und was kein Ohr gehört hat und was keine Hand berührt hat und was nicht in den menschlichen Sinn gekommen ist« (Übers. J. Schröter/H.-G. Bethge, Nag Hammadi Deutsch Band 1, Berlin 2001, 167).

wanted so say *to* his readers and to seek to get them to change their minds, at least a little« (555 f.).

T. hat ganz wesentliche Beiträge zur Erforschung der synoptischen Evangelien vorgelegt, und so ist es sehr zu begrüßen, dass nun viele davon in dem vorliegenden Buch<sup>29</sup> leicht zugänglich vorliegen.

Der ebenfalls umfangreiche Band »Synoptic Problems« von JOHN S. KLOPPENBORG enthält in vier Teilen insgesamt 21 jetzt als »chapters« bezeichnete Aufsätze, die ursprünglich in den Jahren zwischen 1987 und 2011 publiziert worden waren; jedem Kapitel ist ein knappes »Addendum« beige-fügt mit kommentierten Literaturergänzungen. Von den fünf Beiträgen in »Part I: Synoptic Problems« befassen sich zwei 2003 und 2007 erschienene Aufsätze mit Anfragen an die Existenz der Logienquelle Q, in »Part II« stehen acht Aufsätze zum »Sayings Gospel Q«<sup>30</sup>, in den Teilen III und IV stehen jeweils vier Aufsätze zum MkEv und zu Gleichnissen. Der Band enthält eine umfassende Bibliographie (631–695) sowie ein Autoren- und ein Stellenregister (697–708. 709–737).

Hier ist jetzt lediglich auf zwei neuere Aufsätze in Teil I einzugehen. Eine ursprünglich 2003 veröffentlichte Studie (On Dispensing with Q?, 62–90) bietet eine ausführliche Debatte mit der von Mark Goodacre verteidigten These »that Luke composed his gospel using Mark and Matthew as immediate sources« (62).<sup>31</sup> K. schlägt für diese Hypothese die Bezeichnung »Mark-without-Q Hypothesis« (MwQH) vor, denn sie nehme an, dass Mk die Quelle für Mt ist und dass Lk sowohl Mt wie Mk benutzt hat (65). Auf den mit dieser Hypothese verbundenen Hinweis, dass Q »a hypothetical document« ist, antwortet K., auch unser Mk-Text sei »hypothetisch«, nämlich »reconstructed on the basis of dozens of manuscripts, none earlier than the beginning of the third century CE« (67; das trifft natürlich zu, ist aber nicht ein unbedingt überzeugender Einwand, denn daran, dass es Mk auch schon vor dem 3. Jh. »gab«, besteht angesichts der handschriftlichen Überlieferung ja kein Zweifel, während Q-Handschriften überhaupt nicht existieren).

K. diskutiert an konkreten Texten die Annahme, Lk sei von Mt abhängig. Warum wurde Mt 16,16b–19 von Lk nicht übernommen? Die Auskunft von Austin M. Farrer, dass »Luke omitted some elements of Matthew because they were not ›Luke pleasing«, nennt K. mit Recht »a principle of exceedingly dubious merit«. Goodacre sehe »that the notion of ›Luke displeasingness« must be justified by pointing to certain patterns in Lukan redaction« (73). Die Aussage, Petrus werde von Lukas durchgängig nicht so positiv dargestellt wie im MtEv, ist nach K. unzutreffend, wie sowohl im LkEv als auch in Apg 1–12 deutlich werde: »Luke assigns to Peter a key role in church-founding and in the inauguration of the Gentile mission. Had Luke seen Matt 16:17–19, we might well expect that he might him to have rephrased some of it; but

<sup>29</sup> Der Band enthält die Liste der ursprünglichen Publikationsorte (607–609) sowie ein Stellenregister (611–628) und den »Index of Modern Authors« (629–642).

<sup>30</sup> S. dazu die Hinweise in meinem Bericht zur Q-Literatur.

<sup>31</sup> S.o. Anm. 23.

given the positive role that Luke assigns to Peter, it seems doubtful that Matt 16:17–19 would have had made no impact at all on Luke.« (73.74) Richtig sei, dass eine Hypothese nicht durch einige Gegenargumente zu Fall gebracht werden könne. Richtig sei auch, dass »every Synoptic theory has to accomodate anomalous data«; und hier löse die MwQH löse möglicherweise einige Probleme, doch zugleich ergäben sich aus ihr »far more difficult challenges« (77). Zugunsten der Zwei-Quellen-Theorie (2DH) betont K., durch sie werde die Logienquelle Q als ein kohärenter Text erwiesen (78); sie sei also »an effective hypothesis«, aber K. fügt auch hinzu: »In any event, the argument from *Brauchbarkeit* is hardly a compelling one and no one, I should think, would accept the 2DH *merely* because it is useful«; man müsse vielmehr umgekehrt sagen, dass »a hypothesis that is not successful in making sense of the data – that is, is *unbrauchbar* – ought to be abandoned or modified« (79). K. stellt abschließend fest, keines der Argumente zugunsten der These, dass Lk direkt abhängig von Mt ist, »can be considered to be sufficiently weighty to displace the alternate scenario, which is at least as plausible, that Luke and Matthew independently drew on Q«. Gleichwohl sei es geboten, die Forschung weiterzuführen in dem Bewusstsein »that all hypotheses remain open to fair and careful discussion« (89).

In dem erstmals 2007 veröffentlichten Aufsatz »Variation in the Reproduction of the Double Tradition and an Oral Q?« (91–119) untersucht K. Aspekte der gegenseitigen literarischen Abhängigkeit von antiken Texten. Ist es möglich, wörtliche Übereinstimmungen auf Treue zur mündlichen Tradition zurückzuführen, wie einige neuere Arbeiten zu zeigen versuchen? K. betont, die Frage »whether and to what extent »Q« was oral or written cannot ... be settled in the abstract« (94). Erklärungsbedürftig sei eigentlich nicht, dass man aus Mt und Lk den Q-Text nicht komplett im Wortlaut gewinnen könne, sondern auffallend sei im Gegenteil, dass »almost no attention has been paid to the *anomaly* of high-agreement pericopae in the double tradition. If we compare the ways in which sources were utilized by other ancient writers, it is clear that Matthew and Luke used Q far more »woodenly« than other writers employed their sources« (101). K. zeigt das anhand mehrerer Beispiele, so am Umgang des Historikers Diodorus Siculus mit einem auf Papyrus erhaltenen Fragment, das möglicherweise auf den Historiker Ephoros zurückgeht: »Owing to the fragmentary nature of the papyrus text, it is difficult to know precisely where Diodorus is copying and where he is paraphrasing or expanding Ephoros.« (104) Ähnliches zeige der Vergleich von Josephus Ant 6.686–673 mit 1 Sam 31,1–7 und 1 Chr 10,1–7 (105–108). Daraus ergibt sich für K., dass durch Paraphrase zustande gekommene Textvarianten keineswegs auf mündliche Überlieferung zurückgeführt werden müssen, sondern sich literarisch-kompositioneller Arbeit verdanken können. »The real problem to be explained in the Synoptists reproduction of Q is not their use of paraphrastic technique, but the instances of high verbatim repetition, which places them in the rather interstitial position between the *librarius*-copyist and the genuine historian or biographer.« (118)

Der Band dokumentiert in besonderer Weise die Bedeutung der Arbeiten K.s für die Erforschung der synoptischen Evangelien.

MARKUS VINZENT vertieft in seinem 2014 erschienenen Buch »Marcion and the Dating of the Synoptic Gospels« die Diskussion über die vor allem in der älteren Forschung immer wieder erörterte Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Evangelium Marcions und dem Lukasevangelium bzw. zu den



im NT kanonisch gewordenen Evangelien.<sup>32</sup> Diese Frage schien durch A. von Harnacks Feststellung beantwortet zu sein, dass »das Evangelium Marcions nichts anderes ist als was das altkirchliche Urteil von ihm behauptet hat, nämlich ein verfälschter Lukas«, und dass Marcion auch die anderen kanonisch gewordenen Evangelien gekannt hat.<sup>33</sup> V. kritisiert (pp. vii–xi), bei der Datierung der Evangelien würden in der Einleitungsliteratur und auch in den entsprechenden Kommentaren weder Marcion selber noch Tertullians Kommentar zu Marcions Evangelium berücksichtigt.<sup>34</sup> V. vertritt nun die These, dass Marcions εὐαγγέλιον das älteste Werk dieser Gattung ist und dass die neutestamentlichen Evangelien, insbesondere auch Lk, davon abhängig sind; sie beziehen sich nicht aber nicht auf dessen publizierte Endfassung, sondern auf eine gar nicht zur Weitergabe bestimmten Entwurf (»draft«), und erst diese »Plagiate« hätten Marcion veranlasst, ein umfassenderes εὐαγγέλιον zu schreiben.

Kap. 1 beginnt mit kritischen Hinweisen auf die fachliche Trennung der neutestamentlichen von der patristischen Forschung (in der Neuausgabe der NT-Apokryphen fehle das Evangelium Marcions!). Die Quellen zu Marcion beginnen mit Papias, den V. »in the 140 s AD« datiert (12); Papias erwähne Paulus nicht auf Grund seiner Ablehnung Marcions, das (noch unvollendete) JohEv sei nach Papias eine Reaktion auf Marcion (19). Es zeige sich »(1) that Marcion's Gospel was not produced in one go, but in two stages, first in a draft that found its way to the public, and second in a published version (with the *Antitheses* and Paul's letters attached), and (2) that the Gospel-writing of our Synoptics and *John* happened almost simultaneously with Marcion's« (20). In den Schriften Justins, dessen Werk zu Marcion verloren ist, gebe es mehrere Bezugnahmen auf Marcion (26–46). Ausführlich interpretiert V. die Aussagen des Irenäus (66–88), der nirgends den Vorwurf erhebe, Marcion habe »die Schrift« verfälscht; bemerkenswert sei, dass Irenäus in Haer IV 6,1 zu Mt 11,27/Lk 10,22 auch die Lesart Marcions berücksichtige (»includes Marcion in his synoptic overview and compares his text primarily with that of *Mattheu*«, 88; möglicherweise ist das eine Überinterpretation des Irenäus-Textes). Aus Tertullians großem Werk gegen Marcion folgert V. »that Marcion had produced his Gospel for his own classroom, attended by students who, according to the general practice in the second and third centuries, attended classes of not only one, but several teachers during a given period«; deshalb sei es nicht erstaunlich »that when Justin refers to the so-called Gospel(s), he calls these ἀπομνημονεύματα« (97; s. unten).

<sup>32</sup> Mit der besonderen Rolle Marcions befasst sich V. schon in seinem Buch »Christ's Resurrection in Early Christianity« (2011; s. dazu meine Hinweise in ThR 79 [2014] 233–236; jetzt ist die deutsche Übersetzung erschienen: M. Vinzent, Die Auferstehung Christi im frühen Christentum, Herder, Freiburg 2014).

<sup>33</sup> A. von Harnack, Marcion. Das Evangelium vom fremden Gott. Neue Studien zu Marcion (1924, Darmstadt 1960), 240\*. 249\*.

<sup>34</sup> Ein Vergleich zwischen den synopt. Evangelien und Marcions Evangelium wird von V. vorbereitet (p. ix Anm. 16).

Marcions εὐαγγέλιον sei dann ohne seine Zustimmung verändert worden, und zwar »in such a way, as we know from his *Antitheses*, that his Gospel became juaised and harmonized with the Law and the Prophets and was put together with these Jewish Scriptures«, vermutlich zusammengestellt in mehreren Codices (98). Als Reaktion auf diesen Diebstahl und diese Plagiate (»theft and plagiarism«), die nun mit Autorennamen und Buchtiteln verbunden waren, sah sich Marcion zur Distanzierung davon gezwungen, und so publizierte er »his own version of his Gospel«, worin er sich kritisch mit den verfälschten Fassungen auseinandersetzte (98 f.). »The authors who wrote *Matthew* and *John*, *Luke* and *Mark* had taken their material from Marcion's own Gospel; the false ones came later and derived from the foregoing true one, even if these later ones were published before Marcion had published his own« (99); wenn Tertullian sage, dass Marcions Evangelium später kam als die dann kanonisch gewordenen Evangelien, so treffe das zu, beziehe sich aber auf die publizierte Fassung dieses Evangeliums, da »Marcion's draft version« vorangegangen war (100). Der Canon Muratori sage von Lukas, dieser habe »im eigenen Namen (*nomine suo*) geschrieben«, und in dieser Notiz zeige sich vielleicht »a knowledge of Marcion's anonymous Gospel which was not written neither in Luke's nor in Marcion's name, but was meant to shed light on Paul« (132 f.). Der Vorwurf, Marcion habe das LkEv verfälscht, »begins as an adaptation of an anti-Valentinian argument to be used against Marcion, by turning Marcion's accusation of a judaizing plagiarism on its head in Irenaeus, followed by Tertullian« (133).

V. betont, bis gegen Ende des 2. Jh.s habe es in Rom zahlreiche unterschiedliche christliche Gemeinden nebeneinander gegeben, und so habe es die oft erwähnte förmliche »Exkommunikation« Marcions gar nicht geben können. Die Tatsache, dass das Christentum nicht länger Teil des Judentums war, sei nicht Marcions Absicht gewesen, denn für ihn war das Christentum von vornherein »simply antithetical Judaism or, even more sharply, the antithesis to it« (134). Marcion sei in der Zeit zwischen 136 und 138 nach Rom gekommen und habe 144 sein Evangelium zusammen mit den »Antithesen« und den zehn Paulusbriefen, also sein »Neues Testament« publiziert. Die späteren Evangelisten, die sich des nicht publizierten »draft Gospel« bedienten, seien jeweils ganz unterschiedlich damit umgegangen – Lk folgte dem Marcion-Text »most slavishly«, ähnlich, wenn auch in geringerem Maß, auch Mk und Mt, dagegen Joh mit größerer Freiheit. Justin, Tatian und Theophilus schufen Harmonien aus allen diesen Fassungen: »The Gospel-world became one of the most creative areas of the art of late antique writing« (139). V. stellt zum Abschluss dieses Kapitels die Forschungsgeschichte zu Marcions Evangelium dar (145–158), wobei er nochmals den Erfolg von Harnacks These kritisiert, Lk sei zweifellos die Textvorlage für Marcion gewesen; schon im 17. und im 18. Jh. habe es die Einsicht gegeben, dass Marcion eine der Quellen des Lk war (149), und auch in der gegenwärtigen Forschung werde m.R. immer wieder gefordert, Marcions Evangelium bei der Diskussion zum Synoptischen Problem zu beachten.<sup>35</sup>

<sup>35</sup> V. referiert vor allem J. Knox, *Marcion and the New Testament* (1942) und J. Lieu, *Marcion and the Synoptic Problem* (2011). Lieu kommt in dem oben S. 229–233 kurz vorgestellten Band »New Studies in the Synoptic Gospels« zu dem Ergebnis, dass Marcions Evangelium »should continue to contribute to debates about the Synoptic Problem«, sie fügt aber hinzu: »However, although distinctive, Marcion's Gospel is not unique; it belongs alongside other second-century Gospel traditions and traditions

Im zweiten Kapitel (159–214) stellt V. den *Status Quaestionis* in der Datierung der Evangelien dar; die genannten Positionen reichen durchweg von »kurz nach 40« bis »ca. 135–145«, für Lk »55 bis Mitte 140«. Angesichts dessen stelle sich die Aufgabe des »Re-dating the Gospels« (so Kap. 3, 215–276). Kein Papyrus sei früher als äusserstenfalls 150 n. Chr. zu datieren, kein sicheres Zitat aus einem der neutestamentlichen Evangelien stamme aus der Zeit vor Marcion. »Indeed, the fact that the Gospels are not quoted or referred to in Paul or in other early Christian literature prior to Marcion speaks in favour of a dating of these texts to the time of Marcion.« (224) Träfe die Annahme zu, dass die synoptischen Evangelien zwischen 40 und 62 n. Chr. verfasst wurden, »independent of each other, still based solely on oral traditions«, dann müsse man fragen, wie es möglich war »that these Gospels remained unknown by the later early Christian tradition up until Marcion«. Wenn es eine wechselseitige Bekanntschaft gab, wie die Redaktionshypothesen voraussetzen, dann stelle sich die Frage: »How can these texts be known to and copied only by Gospel writers themselves in the first century, while the same Gospels and their narratives are never quoted by anybody else up to the year 140AD?« (255)

V. nennt konkrete Textbeispiele (274 ff.): Wenn Mk die Quelle der anderen Evangelien war, warum übernahm dann niemand Mk 16,1, während 16,2 von allen übernommen wurde – dessen Text aber stehe bei Marcion. Lk 24,3–6a.9 mit Parallelen stamme aus Marcions Evangelium, nicht aber Lk 24,8 »which is missing in Marcion«. Die »narrative lines« in Marcions Evangelium seien »rigorous and consistent, while those of his plagiarizer are oft distorted due to the attempt to accept Marcion's text, but correct his dissociation of Judaism and Christianity«. V. will das am Vergleich zwischen Lk 5,36–39 und Marcions Evangelium 1,39–41<sup>36</sup> zeigen: Lk übernahm den Text Marcions komplett, bietet aber 5,38 einen korrigierten Text und fügt 5,39 hinzu; im Marcion-Text zeigte das Bild vom neuen Wein in alten Schläuchen »that the novelty of Christianity makes the new religion distinct from Judaism: the New Testament cannot be put together with the Old Testament, or even worse it cannot be integrated into the old wineskins of the Old Testament«, Lukas dagegen wollte mit der in der Exegese viel umrätselten Aussage in V. 39 gerade die Vereinbarkeit beider aufzeigen (275 f.).<sup>37</sup>

---

about Gospels, a witness to the struggle to articulate through the retelling of inherited narratives a faith in the person and purpose of Jesus of Nazareth« (751).

<sup>36</sup> V. schlägt eine eigene Kapitel- und Verszählung für Marcions Evangelium vor.

<sup>37</sup> Nach M. Wolter, *Das Lukasevangelium*, Tübingen 2008, 233 gehen alle drei Beispiele in Jesu Bildrede in dieselbe Richtung: »Altes und Neues vertragen sich nicht.«

In Kap. 4 (277–282) bietet V. weitreichende Hypothesen und Konsequenzen, die sich aus seinen Überlegungen ergeben: Marcions publiziertes Evangelium sei ebenso wie die synoptischen Evangelien und Joh innerhalb kurzer Zeit in Rom entstanden, der Autor des Petrusevangeliums habe alle diese Schriften gekannt. Marcion schuf in seinem ersten Entwurf die Gattung »Evangelium« als Verbindung zwischen Jesu Worten und den Erzählungen, ohne Nennung eines Autornamens, während im Gegensatz dazu »his plagiarizers must have felt the necessity »to distinguish between them by some such device as a title« (277).<sup>38</sup> Mk habe den Titel und die literarische Gattung des εὐαγγέλιον von Marcion übernommen (als Parallele verweist er auf Hos 1,2a LXX: ἀρχὴ λόγου Κυρίου ἐν Ὠσηέ), und dann sei ihm Mt gefolgt und so »these texts became known as the one Gospel »according to ...« (Matth. 24:14; 26:13)« (278). Die neue Gattung jedoch »was not enthusiastically welcomed. When Justin Martyr comes to speak about the »wonderful und great precepts«, he makes Trypho refer to the »so-called Gospels« (279 unter Verweis auf Dial 10,2).<sup>39</sup> Durch Marcion entwickelte sich der Gedanke einer christlichen Literatur, und da Marcion anders als die Sadduzäer die Offenbarung nicht ausschließlich auf die Tora konzentriert sah, hatte er keine Probleme »in firmly establishing his idea of a written Christian corpus«; das Alte Testament war für ihn »a proof text of the creator and this world, not of wisdom and truth, and he regarded all attempts of non-Pauline writings as products of Jews or judaizing brothers« (280). Erst eingebunden in den Kontext der Pastoralbriefe, der synoptischen Evangelien und der Apg entstand dann in Rom auf der Basis des »westlichen Textes« der NT-Kanon, wie er heute vorliegt. Ohne den besonderen Einsatz des Irenäus »Christianity would have hardly become the new religion of the New Testament. In this sense, he endorsed and complemented Marcion's work« (282).<sup>40</sup>

Ob V.s Annahme einer ganz auf Rom um die Mitte des 2. Jh.s konzentrierten Kanongeschichte überzeugend ist, kann hier nicht entschieden werden. Dass Marcions Evangelium ein Beitrag zur Lösung des synoptischen Problems sein könnte, ist nicht ausgeschlossen; die von V. genannten Argumente und vor allem die Textbelege reichen dafür aber noch nicht aus. Dazu

<sup>38</sup> V. verweist auf M. Hengels Überlegungen zu den Überschriften der Evangelien; Hengel hat aber kein marcionisches »Erstevangelium« im Blick.

<sup>39</sup> Justin lässt Trypho im Sing. vom »sogenannten Evangelium« sprechen (... τὰ ἐν τῷ λεγομένῳ εὐαγγελίῳ παραγγέλματα θαυμαστά ...); durch das Epitheton λεγόμενον wird angezeigt, dass hier jemand spricht, für den diese Texte natürlich nicht τὸ εὐαγγέλιον sind.

<sup>40</sup> V.s Buch enthält eine sehr umfassende Bibliographie (283–333) sowie Indices zu Texten und Autoren.

bedürfte es einer Rekonstruktion von Marcions εὐαγγέλιον, die es tatsächlich ermöglicht, der von V. vorgenommenen Umkehrung der bisherigen Annahme zu folgen und anzunehmen, dass nicht Marcions Evangelium die entjudaisierende Bearbeitung des LkEv ist, sondern dass umgekehrt Lukas das ursprüngliche εὐαγγέλιον Marcions weitgehend kopiert und dabei »judaisierend« verfälscht hat.<sup>41</sup>

Lassen sich am Ende dieses Überblicks Tendenzen der Forschung aufweisen? Die mit der »klassischen« Hypothese (Mk-Priorität und Q) verbundenen »einfachen« Antworten auf die Synoptische Frage werden immer wieder problematisiert; aber eine plausiblere Hypothese, die tatsächlich *allen* Teilfragen gerecht würde, wird offenbar nicht gefunden. Weder die Griesbach-Hypothese (Mt→Lk→Mk) noch die Farrer-Goulder-Hypothese (Mk→Mt→Lk) noch die Annahme, Mt sei literarisch von Lk abhängig noch die unterschiedlichen Annahmen eines »Deutero-Markus« gewinnen Zustimmung über das bisherige Umfeld hinaus. Erklärungsversuche, die mit einem stärkeren Gewicht der mündlichen Überlieferung rechnen, können die damit verknüpften oft sehr spekulativen Erwägungen naturgemäß nicht belegen, weil wir es zum einen ja eben nur mit schriftlichen Texten zu tun haben und weil zum andern diese Texte keinerlei Belege dafür bieten, dass es im Jüngerkreis Jesu und/oder im nachösterlichen Urchristentum ein Interesse am festen Wortlaut von Überlieferungen gegeben hat. Es gibt im Gegenteil Untersuchungen, durch welche die Hypothese der Mk-Priorität weitere Plausibilität erhält. Insofern wird man vielleicht doch von einem »Fortschritt« auf dem Weg zu einer Antwort auf die »Synoptische Frage« sprechen dürfen. Ob eine Einbeziehung Marcions zu völlig neuen Einsichten führt, bleibt abzuwarten.

<sup>41</sup> Aus der neueren Debatte seien hier genannt: U. Schmid, Marcions Evangelium und die neutestamentlichen Evangelien. Rückfragen zur Geschichte und Kanonisierung der Evangelienüberlieferung, in: G. May/K. Greschat in Gemeinschaft mit M. Meiser (Hg.), Marcion und seine kirchengeschichtliche Wirkung. Marcion and His Impact on Church History (TU 150). Walter de Gruyter, Berlin/New York 2002, 67–94; M. Klinghardt, Markion vs. Lukas: Plädoyer für die Wiederaufnahme eines alten Falles, NTS 52 (2006) 484–513; M. Klinghardt, The Marcionite Gospel and the Synoptic Problem: A New Suggestion, NT 50 (2008) 1–27; Chr. M. Hays, Marcion vs. Luke: A Response to the Plädoyer of Matthias Klinghardt, ZNW 99 (2008) 213–232.